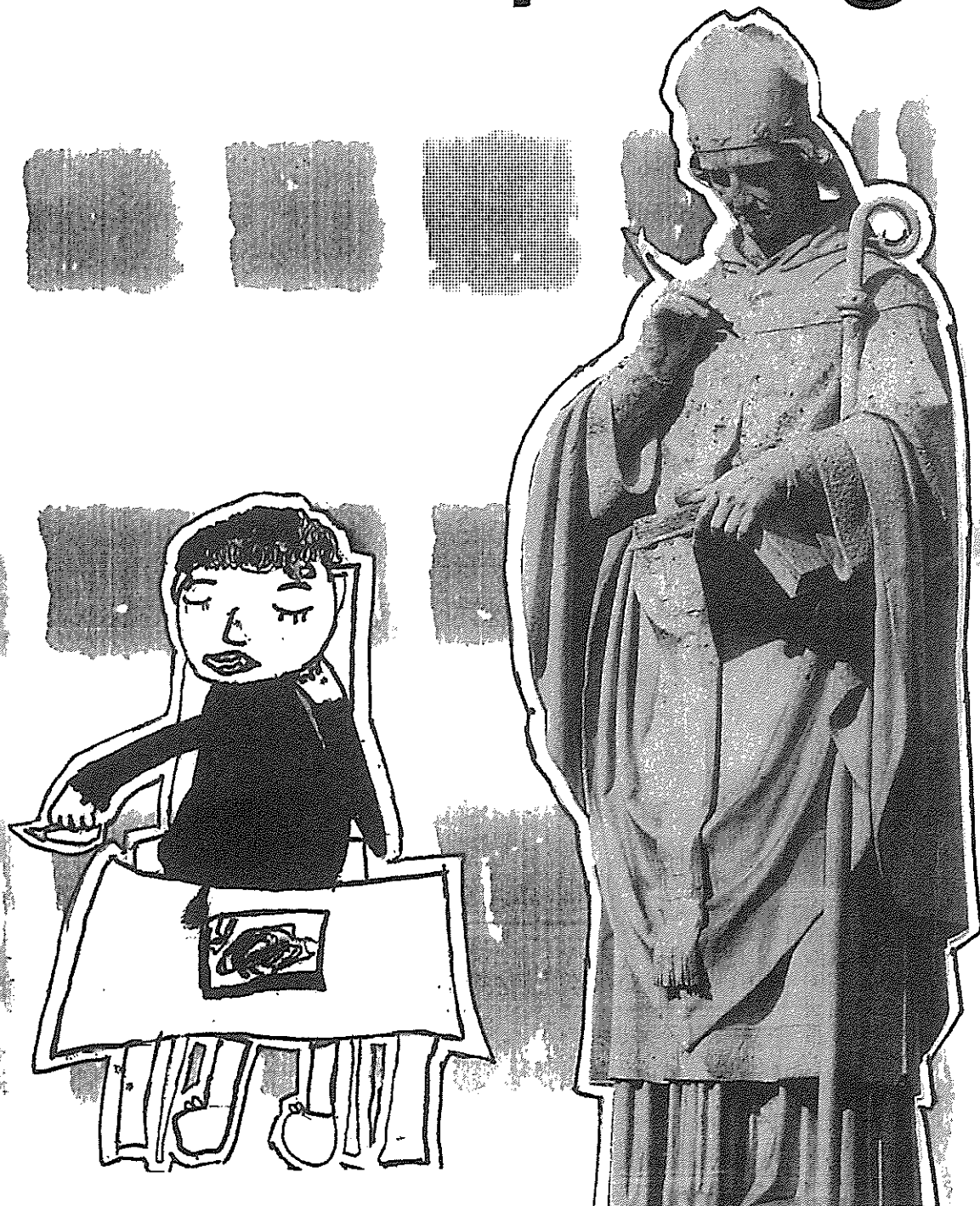


Mitteilungsblatt der Freunde  
des Dom-Gymnasiums Freising e.V.

FREUNDE DES  
**DOMS**piegel  
GYMNASIUMS FREISING



Freisinger Dom-Spiegel / Jahrgang 2002

*Timor dei principium sapientiae.*

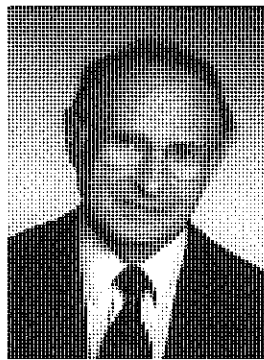
*Prov. 1,7*

Dieses Zitat aus dem alttestamentlichen Buch der Sprüche zielt den Lichthof des Diözesanmuseums. Über 100 Jahre, von 1870 bis 1972, stand es als nicht zu übersehende Maxime über den Zöglingen des Erzbischöflichen Knabenseminars. Würde man ihn auch heute noch im Zeitalter jegliche Furcht vermeidenden Pädagogik zum Leit-spruch eines Erziehungsinstitutes wählen? Sicherlich gehört die damalige Wahl von Buch der Sprüche 1,7 auch zur Geistes-, Kirchen- und Pädagogik-geschichte des späten 19. Jahrhun-derts und war also zeitbedingt. Mit Hin-blick auf die heutige Diskussion dar-über, wie weit der Mensch in die Abläu-fe der Natur eingreifen darf, scheint mir aber die Aussage von der Furcht vor Gott als Anfang der Weisheit wieder sehr zeitgemäß zu sein.

Der Bezug zum Thema unseres Heftes "Unsere Geistlichen" ist zunächst nur ein oberflächlicher. 1972, also vor ge-nau 30 Jahren, wurde das Freisinger Knabenseminar geschlossen und damit eine Symbiose mit dem Gymnasium von immerhin 144 Jahren Dauer been-det. 30 Jahre Schließung des Knaben-seminars mag ein Negativjubiläum sein, es war aber für die Redaktion An-lass, bei ehemaligen Schülern der Schule, die dann Geistliche geworden sind, nachzufragen und um einen

Wortbeitrag zu bitten, sei es in der Form eines In-terviews, sei es als schriftliche Äußerung. Ein tieferer Bezug ergibt sich, wenn die eingegangenen Beiträge mit Hinblick auf das Zitat gelesen werden, vor allem, wenn man be-denkt, dass es sich um den umfassenden Ein-gangsvers zur eigentli-chen Anweisungen zu den eigentlichen Anwei-sungen zum rechten Tun und Lassen des Buches der Sprüche handelt. Die Auswahl war wieder mehr oder minder zufällig, wenngleich eine vielsei-tigere und auch konfessionsübergrei-fende Repräsentation angestrebt war. Auch die Bereitschaft mitzumachen war groß, aber es zeigte sich bald, dass die Idylle vom dörflchen Pfarrherrn, der mit viel Muße in seiner Studierstube die Schreibfeder spitzt, wenn er nicht gerade in seinem Obstgarten mit dem Pflöpfmesser umgeht, nicht nur ferne und wohl auch nur romantisierte Ver-gangenheit ist, sondern mit der heuti-gen Wirklichkeit auch gar nichts mehr zu tun hat. Glaubhaft gemachter Zeit-mangel ließ uns um manchen Beitrag kommen, wobei wir hoffen, dass uns der eine oder andere für eine spätere Nummer des Dom-Spiegels noch errei-chen wird.

Allen, die beigetragen haben, möchte



ich für ihr Entgegenkom-men und ihre Mühe viel-mals danken. Dank sei auch denen, die unaufge-fordert einen Beitrag, ins-gesamt waren es ihrer drei, eingeschickt haben, haben sie damit doch bewiesen, dass unsere letzte Nummer gut aufgenommen wurde bzw. dass sie den Dom-Spiegel auch als das Mittei-lungsforum betrachten, das er sein möchte. Dank ge-bührt auch wieder Frau Sigrid Grone-berg für die Umschlagsgestaltung, Herrn Markus Franke für die Einrich-tung des Heftes zum Druck, Herrn And-reas Hofmann und Herrn Michael Ko-rotwitschka dafür, dass sie wieder mit unseren Sponsoren verhandelt haben. Letzteren danken wir für ihre treue fi-nanzielle Unterstützung.

Zum Schluss möchte ich noch auf die Einladung zur Bergmesse am letzten Sonntag im September hinweisen und nicht unerwähnt lassen, dass die Schu-le in der letzten Schulwoche des kom-menden Schuljahres, also im Juli 2003, ihr 175jähriges Gründungsjubiläum zu feiern gedenkt.

## Inhaltsverzeichnis

2	Editorial (Manfred Musiol)
3	Sebastian Anneser (Manfred Musiol)
6	Anselm Ettelt
13	Christof Breitsameter
15	Alois Ebersberger
16	Max Eham (Richard Kneißl, Norbert Regul)
21	Friedrich Fahr (Manfred Musiol)
27	Sebastian Heindl
30	Jakob Hiedl (Manfred Musiol)
34	Alfred Läßle
38	Georg Murr
40	Valentin Niedermeier (Manfred Musiol)
44	Monika Jachmann
45	Katja Schönhärl
47	Nachrufe: Josef Spiel, Erwin Geßl, Michael Bauer, Hans Rauchenecker, Friedrich Nikol
49	Bücherecke
51	Wir gratulieren: Horst Thoma, Sylvia Zapf (Reinfried Keilich)
53	Aus dem Vereinsleben (Martin Gleixner)
54	Das Dom-Gymnasium im vergangenen Jahr (OstD Alfons Strähhuber)
55	Absolviatreffen 1956, 1961, 1971, 1991
58	Im Spiegel der Presse
75	Schwarzes Brett

---

# Es macht Spaß, in einem Spannungsfeld zu stehen

## Interview mit Prälat Dr. Sebastian Anneser

---

*Herr Prälat, was hat Sie im Elternhaus, in der Schule und im Knabenseminar und später im Studium besonders geprägt?*

Natürlich hat mich zunächst mein Elternhaus wesentlich geprägt. Ich komme aus einer kleinbäuerlichen Familie. Meine Eltern hatten insgesamt etwa 7 Hektar Grundbesitz. Ich habe noch fünf Geschwister, vier Brüder und eine Schwester. Zwei meiner Brüder sind inzwischen allerdings bereits gestorben. Ich selbst war der Jüngste in der Familie. Das hat wohl eine große Rolle gespielt, warum ich überhaupt zum Studium kommen konnte. Meine Geschwister waren alle mit Ausnahme meiner Schwester bereits außer Haus und hatten einen Beruf erlernt. Der erste sollte, wie es in meiner Heimat üblich ist, den Hof übernehmen, der zweite hat eine Wagnerlehre abgeschlossen, der dritte Schuhmacher gelernt. Nur mein vierter Bruder und ich waren zusammen mit der Schwester noch daheim. Ich war ein Nachzügler mit acht Jahren Abstand zu meinem nächstjüngsten Bruder.

In meinem Fall konnten die Eltern schon einigermaßen absehen, wie es mit dem Familienbudget aussah und mit der Finanzierung eines Studiums für den Jüngsten. Bafög gab es damals noch nicht. Mein Heimatdorf Unterwanbach liegt etwas seitlich von der Bundesstraße 301. Die Volksschule war damals in Lindkirchen, einige Kilometer entfernt, etwa vier Kilometer nördlich von Mainburg. Mein Geburtsjahrgang ist 1939. Das bedeutet, dass ich am Kriegsende in die Volksschule kam, in der Zeit der amerikanischen Besatzung. Und wir bekamen in der Volksschule Englisch-Unterricht. Dazu kam ein Fachlehrer aus Mainburg. Er merkte, das mir der Englisch-Unterricht Spaß machte. Noch heute bin ich erstaunt darüber, dass er eines Tages nach dem Unterricht in unser Dorf kam, meinen Vater besuchte und ihm sagte, er solle ernsthaft überlegen, ob man mich nicht auf die höhere Schule schicken wolle. Eine solche Entscheidung war mit einer Menge von Problemen verbunden. Die nächst gelegenen Gymnasien gab es in Landshut oder in Freising. Nach Freising fuhr damals das sogenannte Hollerdauer Bockerl mit einer Fahrtzeit von eineinhalb Stunden für eine Entfernung von heute 29 km. Nach Landshut gab es von Main-



burg aus zweimal am Tage eine Omnibusverbindung mit einer ähnlich langen Fahrtdauer. Ein Fahrschülerdasein kam also kaum in Frage. Wenn überhaupt, dann kam für eine höhere Schule nur ein Internat in Frage. Und da war wiederum Freising nahe liegend, denn dort lebten drei meiner Tanten, eine als Ordensschwester im Hl.-Geist-Spital und die beiden anderen als Haushälterinnen bei Professoren des Dom-Gymnasiums. Außerdem hatte mein ältester Bruder inzwischen nach dem Krieg Arbeit in Freising gefunden. So bin ich 1950 ans Dom-Gymnasium gekommen und wurde Zögling am Knabenseminar, dem „Kraut“.

*War damals schon eine geistliche Laufbahn vorgesehen?*

Im Blick war sie im Knabenseminar, selbstverständlich. Direktor war damals Adalbert Stadlhuber. Seine Vorgabe war, dass der Weg zum Priestertum nicht ausgeschlossen sei.

Ich muss gestehen, dass ich die ersten vier Jahre meiner Zeit am Gymnasium ungeheurer Heimweh hatte. Der Umzug vom Bauernhof in ein Internat bedeutete doch eine enorme Umstellung für mich. Der Lebensrhythmus dort war ein völlig anderer als daheim. Ein positiver Aspekt allerdings war, dass ich nun gleichaltrige Kameraden hatte. Ich bin überzeugt, dass ich als Fahrschüler von daheim aus die höhere Schule nicht geschafft hätte, weil es in der Familie niemanden gab, der einschätzen

konnte, wie viel Zeit man an der höheren Schule für Hausaufgaben braucht. Und auf dem Hof gab es für jedes Alter Beschäftigung genug. Die Hausaufgaben der höheren Schule hätten nicht so nebenbei herlaufen können wie in der Volksschule. Der ungeheure Vorteil im Knabenseminar war, dass es eine Variante von Ganztagschule darstellte mit vielen Anregungen für die Freizeitgestaltung darüber hinaus. Sehr geprägt hat mich in dieser Zeit vor allem, was sich im Knabenseminar an Möglichkeiten zur musischen Betätigung bot. Ich habe dort zu Eham's Zeiten als Sopranist im Chor angefangen, bei Frau Lantín Klavierunterricht erhalten, bei Eham selbst ein wenig Unterricht auf der Orgel. Bei Goldhofer habe ich Geige gelernt und angefangen im Schulorchester zu spielen. In der Oberstufe mit Klimm und Reumann eine Reihe von Orchester- und Chorauftritten mitbestritten. Auch wenn ich zum Leidwesen von Herrn Goldhofer nicht allzu eifrig war und deshalb sich mein Können auf der Geige und später auf der Bratsche durchaus in Grenzen hielt, hat dieses aktive Musizieren die Fähigkeit Musik zu hören und zu genießen ungeheuer gefördert. Wir haben im Seminar auch Theater gespielt. Im Grunde genommen waren dies alles Beschäftigungen, die man außerhalb eines Internats nur mit ungleich mehr Aufwand und Eigeninitiative betreiben kann. Und selbst die mitunter lästige und gefürchtete Ausfragerei von Vokabeln hat mir den Spaß an Sprachen

letztlich nicht verderben können.

*Zu welchen Sprachkenntnissen und -erkenntnissen hat diese Freude geführt?*

Zunächst einmal habe ich, wie es am Humanistischen Gymnasium die Regel war, mit Latein angefangen. Das war sicher die ersten Jahre mühsam. Über weite Strecken war es eine mechanische Paukerei, bei der die Präfekten Niedermeier und Kögler über manche Klippen hinweghelfen mussten. Glücklicherweise haben wir in diesem Alter nicht immer danach gefragt, wofür dieses Büffeln letztlich im Leben gut sei. Im vierten Jahr kam Griechisch dazu und im sechsten als Wahlpflichtfach entweder Französisch oder Englisch. Ich bin Herrn Stadlhuber heute noch dankbar, dass er mir zu Französisch riet, weil die Aussprache und Grammatik ungleich schwerer autodidaktisch zu erlernen sei als beim Englischen. Darüber hinaus gebe es, falls ich später Theologie studieren würde, mehr einschlägige Literatur in Französisch als in Englisch. Letzteres würde ich heute nicht mehr ganz so sehen.

1959 habe ich die Reifeprüfung abgelegt. Auf Empfehlung von Herrn Stadlhuber kam ich ans Germanicum in Rom. Im Vertrauen darauf, dass Italienisch und Lateinisch verwandte Sprachen sind, bin ich sprachlich völlig unbelastet nach Italien gegangen.

*Haben Sie nicht gezögert, die Einladung nach Rom anzunehmen?*

Eigentlich nicht. Der Gedanke, Theologie zu studieren, war am Ende der Gymnasialzeit durchaus noch lebendig. Hinzu kam eine ganz praktische Überlegung. Über viele Jahre hin hatte ich einen großen Druck empfunden, in der Schule unter gar keinen Umständen versagen zu dürfen. Ich hatte ganz einfach Angst, vom Gymnasium wieder in die Volksschule zurückgeschickt zu werden und vor aller Augen als Versager zu gelten. Hinzu kam das Bild, dass ich bis heute vor Augen habe, wenn mir jedes Jahr der Vater mit seinen schwierigen, abgearbeiteten Händen das Geld für die Pension auf den Tisch zählte. In den Oberklassen gab es schon gelegentlich für besseren Schüler kleine Zuschüsse zum Taschengeld. Mit dem Abitur hat sich dann die Möglichkeit eröffnet, mit einer zusätzlichen Prüfung das „Hundhammer“-Stipendium zu erhalten. Mit diesem Stipendium war ich endlich finanziell unabhängig von zu Hause und zugleich von der Diözese. Dafür nahm ich die Semesterprüfung gern in Kauf. Obendrein gab es in Rom bereits drei Münchner Theologiestudenten, die mir das Eingewöhnen ins Germanicum erleichtert haben. Es wa-

ren Josef Gerbl vom Dom-Gymnasium in Freising, Reiner Kaczynski, heute Professor für Liturgiewissenschaften an der Ludwig-Maximilians-Universität in München, und der spätere Direktor des Kardinal-Döpfner-Hauses Dr. Hans Medele. Zur Vorlesung ging man an die päpstliche Universität Gregoriana, wo in den ersten Jahren noch in Latein unterrichtet wurde. Inzwischen sind die Hauptvorlesungen allesamt in Italienisch. In den Seminaren hängt es jeweils von den Teilnehmern ab, ob in Italienisch, Französisch, Englisch, Spanisch oder auch Deutsch unterrichtet wird.

*Ein Studium in Rom muss damals besonders aufregend und anregend gewesen sein.*

In Rom war ich von 1959 bis 1969. Dabei umfasst das Studium drei Jahre Philosophie und vier Jahre Theologie. Drei Jahre durfte ich noch anhängen für eine Promotion in Moraltheologie. Für einen Theologen war das besonders deswegen eine spannende Zeit, weil sie die gesamte Dauer des vatikanischen Konzils umfasste. Mehr als 2.000 Bischöfe aus der ganzen Welt waren zum Konzil versammelt. Und für uns Studenten war beinahe noch wichtiger, dass viele dieser Bischöfe Spezialisten auf allen Gebieten der Theologie als sogenannte „periti“, Fachberater, mitgebracht hatten. Es ist eben ein gewaltiger Unterschied, ob man einen Wissenschaftler nur aus seinen Büchern oder darüber hinaus auch aus eigener persönlichen Begegnung kennen lernt. Es gab im Haus und an der Universität ein dichtes Vortragsprogramm mit Fachleuten aus aller Welt.

*Waren da einige, die Sie besonders beeindruckt und beeinflusst haben?*

Aus dem deutschen Sprachraum gehörte für uns damals zu den wichtigsten und profiliertesten Persönlichkeiten das Dreigestirn Karl Rahner, Joseph Ratzinger und Hans Küng.

*Das Konzil war doch sicherlich auch ein geistiges Erlebnis. Wie haben Sie das erfahren?*

Das Konzil begann mit einem großen Paukenschlag. Und der war verbunden mit dem Namen Kardinal Frings. Nach den Vorstellungen der Vorbereitungskommissionen in der römischen Kurie hätten die Beratungen der Konzilsväter sehr zügig und ohne große Aufregungen erfolgen können. Man hatte im Vorfeld des Konzils einen Fragenkatalog in alle Welt verschickt und Anregungen und Beratungspunkte erbeten. Die hatte man in mühsamer Kleinarbeit in Dis-

kussionsvorlagen gegossen in der Hoffnung, dass daran nicht mehr viel zu ändern wäre. In einem viel beachteten und diskutierten Wortbeitrag ganz am Beginn der ersten Sitzungsperiode hat Kardinal Frings eine der wichtigsten dieser Vorlagen vom Tisch gewischt. Er war überzeugt, dass die Systematik dieses Textes eine offene und unvoreingenommene Diskussion über die anstehenden Fragen und Probleme eher erschweren als erleichtern würde. Innerhalb weniger Tage haben dann vor allem deutsche Theologen eine neue Vorlage erarbeitet.

Ich erinnere mich an heftige Auseinandersetzungen und Kontroversen, die aus der Vertraulichkeit der Konzilsaula an die Öffentlichkeit drangen. Bischöfe haben vor der Konzilsaula demonstriert, als es um das Dekret über die Juden ging. Eine nicht weniger wichtige Weichenstellung war das Dekret über die Liturgie mit der Einführung der Volkssprache in die Feier des Gottesdienstes. Auch daran scheiden sich die Geister bis zum heutigen Tag. Ganz grundsätzlich muss man sich bewusst machen, dass es in der Geschichte der Konzilien kein einziges gibt, dass nicht zur Trennung einer Gruppe von Rom geführt hätte. Auch wenn man für das zweite Vatikanum immer wieder darauf insistiert hat, es handle sich im Unterschied zu den vorausgegangenen Konzilien um ein reines Pastoralkonzil, dessen Ziel nicht die Verkündigung eines neuen Dogmas sei, sind doch auch hier fundamentale Gegensätze aufeinander geprallt.

*Hatte die Erfahrung des Konzils etwas Befreiendes, gerade wenn man mitten drin war?*

Dieses Konzil hat unmissverständlich deutlich gemacht, dass die Kirche lebt, dass sie den Dialog sucht mit der heutigen Gesellschaft und dass sie nicht zuletzt in der Treue zum Anfang und der Verbindlichkeit der Glaubensstradition angesichts neu auftauchender Fragen dieses Glaubensgut neu formulieren muss.

*Wie ging es nach den römischen Jahren weiter?*

Nach meiner Rückkehr aus Rom im Jahr 1969 wurde ich zunächst Kaplan in der Pfarrei St. Nikolaus am Hasenberg in München. Die ganze Siedlung für etwa 35.000 Menschen war erst ein paar Jahre vorher aus dem Boden gestampft worden. Dementsprechend gab es viele junge Familien mit Kindern. Schulischer Religionsunterricht, Vorbereitung von Erstkommunion und Firmung und die Arbeit mit Jugendlichen waren drei Jahre lang die Hauptbeschäftigung. Dann kam ich für weitere

drei Jahre an das Priesterseminar und war dort zuständig für die Begleitung von künftigen Pastoralreferenten. Als im Sommer 1974 Dr. Hans Medele zusammen mit einem priesterlichen Freund am Matterhorn tödlich abstürzte, wurde ich als Direktor an das Kardinal-Döpfner-Haus berufen. 13 Jahre später erfolgte die Versetzung in das Erzbischöfliche Ordinariat. Meine Aufgabe war zunächst die Zuständigkeit für die kirchliche Erwachsenenbildung, das heißt für die eben gegründeten Kreisbildungswerke und für eine Reihe von Beratungsdiensten (Eheberatung, Telefonseelsorge usw.). 1991 wurde ich zum Öffentlichkeitsreferenten der Erzdiözese bestellt. Als sechs Jahre später Dr. Fahr aus Gesundheitsgründen sehr kurzfristig sein Amt als Finanzdirektor zur Verfügung stellen musste, wurde ich zu seinem Nachfolger ernannt.

*Hatten Sie sich Ihre Laufbahn ursprünglich so vorgestellt?*

Das meine Laufbahn so aussehen würde, konnte ich natürlich nicht ahnen. Ich wollte Priester werden und rechnete mit einigen Jahren Kaplanszeit und früher oder später mit einem Auftrag als Pfarrer für eine Gemeinde. Im übrigen habe ich ein wenig nach dem Motto gelebt: Wenn dir der Bischof eine Aufgabe zutraut, müsste einige Wahrscheinlichkeit bestehen, dass ich ihr gerecht werde. Wenn nicht, trägt nicht zuletzt er zumindest einen Teil an der Schuld dafür. Und eine Erfahrung hat sich glücklicherweise immer wieder einmal wiederholt, dass ich Fähigkeiten an mir entdecken durfte, die erst durch neue Herausforderungen geweckt wurden. Und es macht Spaß, in einem Spannungsfeld zu stehen.

*Wenn Sie zurückschauen, was hat Sie in der Zeit in Rom besonders geprägt?*

In einem Wort ausgedrückt, die Ewige Stadt. Es war das Erleben des Zentrums der Christenheit mit dem Sprachgewirr aus aller Welt, wie man es bei den großen Gottesdiensten am Petersplatz, etwa an Weihnachten oder zu Ostern, erleben konnte. Es war die Freude an den Glaubenszeugnissen,

die zurückgehen bis in das zweite Jahrhundert. Besonders in Bann gezogen haben mich die Katakomben. Die Hausherrn der Domitilla-Katakomben sind die Trierer Brüder, eine deutsche Ordensgemeinschaft. Deswegen durften wir vom Germanicum tagelang allein in diesen frühchristlichen Grabanlagen herumlaufen und Grabinschriften und Malereien bewundern. Es war das Erlebnis der täglichen Stationsgottesdienste in der Fastenzeit, eine hervorragende Gelegenheit, Kirchen und Heilige kennen zu lernen, die nicht immer im Blickfeld der großen Touristenströme liegen. Es war letztlich das Erlebnis einer Theologie und Kirchengeschichte, die nicht allein in Buchstaben geronnen, sondern in den Kirchen der Stadt greifbar und sichtbar geworden ist. Gelernt habe ich in diesen Jahren, Kunst und Geschichte zu sehen und meine Begeisterung dafür an Rombesucher aus dem Kreis meiner Verwandten, Freunde und Bekannten weiter zu geben. So eigenartig es klingen mag, das Erleben Roms und seiner Geschichte hat mir erst die Augen geöffnet für die Schönheit und Einmaligkeit des Dombergs in Freising.

*Wie haben Sie Deutschland theologisch empfunden, als Sie heimgekehrt sind?*

Nicht wesentlich anders als meine Kollegen als Kapläne und Pfarrer auch. Die Jahre nach dem Konzil waren geprägt durch die Persönlichkeit eines Kardinal Döpfners, der ja als Moderator des Konzils einer der Gewährsmänner der Konzilsanliegen war. An ihm habe ich bewundert, wie sehr er seine Kirche liebt und zugleich an ihr gelitten hat. Er hat ja auch die Aufmerksamkeit aller auf die Umsetzung des Konzils in Deutschland in der Würzburger Synode gelenkt.

*In ihren verschiedenen Funktionen haben Sie ja stark mit Vermittlung zu tun gehabt. Wie haben Sie das, was Sie beim Konzil erfahren haben, unter die Leute gebracht?*

Die Frage klingt ja im Blick auf einen Kaplan in den ersten Dienstjahren sehr anspruchsvoll. Der Übergang vom Stu-

dium in die Seelsorge in einer Gemeinde hat eine Art Praxischock ausgelöst, das räume ich gerne ein. Ich musste zunächst lernen, so recht und schlecht meine Schulstunden hinzubekommen und die Gruppenstunden in der Jugendarbeit. Mich selber und die Theologie einbringen konnte ich schon wesentlich besser in der Arbeit mit den Theologiestudenten und später als Direktor am Kardinal-Döpfner-Haus. Dass auf dem Domberg in Freising auch noch die nebenamtliche Tätigkeit als Studentenseelsorger hinzukam, war mir sehr wichtig. Der Umgang mit jungen Menschen erhält einen selbst jung. Und die sprichwörtliche Diskussionsfreudigkeit von Studenten zwingt dazu, den eigenen Standpunkt immer wieder neu zu reflektieren und zu rechtfertigen.

*Haben Sie noch etwas mit einer Pfarrei zu tun.*

Im Unterschied zu anderen Diözesen trägt man bei uns seit vielen Jahren dem spürbaren Priestermangel Rechnung. Die Domkapitulare wohnen nicht alle zusammen um den Dom herum, sondern sind in aller Regel in einer Pfarrei nebenamtlich tätig. Ich habe nach meiner Versetzung ins Erzbischöfliche Ordinariat in Kirchseeon bei Ebersberg eine kirchliche Wohnung gefunden. Von dort aus fahre ich jeden Tag mit der S-Bahn zum Ordinariat. Soweit es meine Tätigkeit erlaubt, helfe ich dem Pfarrer von Kirchseeon, übrigens einem Kurskollegen von mir, in der Gestaltung der Gottesdienste noch mit. Auch wenn die Verwaltung kirchlicher Gelder, das ist meine Erfahrung, durchaus eine lohnende Aufgabe für einen Theologen ist, tut es gut, sich jede Woche auf die Sonntagspredigt vorzubereiten, immer wieder ein Glaubensgespräch zu führen und gelegentlich eine Taufe oder eine Hochzeit zu halten. Jedenfalls könnte ich mir einen abwechslungsreicheren und vielfältigeren Beruf kaum vorstellen.  
*Herr Prälat, wir danken Ihnen für das Gespräch.*

*Manfred Musiol*

### Impressum

Mitwirkende in alphanumerischer Reihenfolge: Ramona Brückl, Klasse 5b (Titelbild) / Markus Franke (Layout, Layout, Schnippeln, Kleben, Layout) / Sigrid Groneberg (Titelbild) / HP Laserjet 4050 PCL (Vorlagendruck) / Andreas Hofmann (Anzeigen) / Michael Korotwitschka (Anzeigen) / Friederike Meier (gute Laune) / Manfred Musiol (Chefredakteur) / Uhu Vielzweckkleber (Kleben)  
Anschrift: Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e.V., Domberg 3-5, 85354 Freising

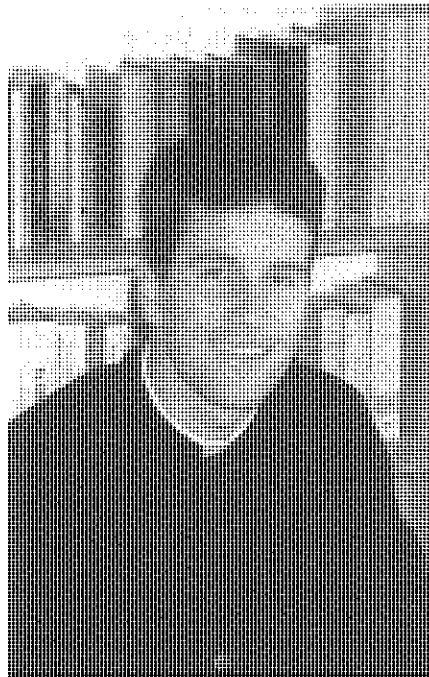


# Besuch in der Ukraine

P. Anselm Ettelt trat nach seinem Abitur am Dom-Gymnasium 1982 in die Priesterbruderschaft St. Pius X. ein, studierte dann in Zeitzkofen Theologie und wurde am 1.10.1988 zum Priester geweiht. Seither war er in den Prioraten der Bruderschaft in Saarbrücken (1988/90), Überlingen (1990/91), Stuttgart (1991/94), Lissabon (1995/97) tätig und wirkt seit 1997 in Warschau und Krakau.

Zum zweiten Mal fuhr ich nun in die Ukraine. Wie das letzte Mal war ich vor allem beeindruckt vom apostolischen Wirken des Pater Wasyl, Chef der kleinen Bruderschaft St. Josaphat, die an Kirchenslawisch als Liturgiesprache festhält und mit uns in Kontakt steht. Sie wird von der Besitzerin einer Textilfabrik gefördert, die in ihrem Werk auch Räume zur Verfügung stellt.

Wiederum gab es auch diesmal Dinge, die ich als sehr köstlich, komisch, lustig oder sonst in irgendeiner Form erwähnenswert empfand, wie z.B. damals die Sache mit dem Wasser. Nein, es war nicht wie damals, als es per Zufall weder in der Fabrik noch im Häuschen des Paters Wasser gab, d.h. an den einzigen Orten, an denen ich mich aufhielt. Diesmal sollte ich übrigens im Laufe der drei Tage noch an einem dritten Ort verweilen, im sog. Seminar, in dem die Seminaristen sich vom Spätnachmittag bis zum Morgen aufhalten. Allein die Tatsache eines dritten Ortes müsste doch die Möglichkeit verringern, ganz von jeglicher Wasserversorgung ausgeschlossen zu sein. Aber wie gesagt, diesmal kam es anders. Diesmal fehlte schon in Kattowitz das Wasser. In unserer Kapelle, die ich am Sonntag zu versorgen habe, gab es einen Wasserschaden, weshalb das gesamte Haus mit allen Wohnungen während mehrerer Tage ohne Wasser war. Das Haus stammt noch aus der Kriegszeit und hat nur einen Haupthahn. Ich fühlte mich einigermaßen bedrückt durch diese kleine Unannehmlichkeit, denn sie war nicht die einzigste. Ich fühlte mich nämlich an jenem Wochenende - wie man sich heute ausdrückt - gestresst. Zum zweiten Mal hatte ich Tschenstochau zu versorgen, unsere neue Kapelle, die zwei Wochen zuvor zusammen mit einem ganzen Priesterbruderschafts-Bücherladen von Pater Stehlin eröffnet worden war. Das bedeutet für mich in Zukunft noch mehr Zugfahrt, eine dritte Kapelle jeden Sonntag. Und am besagten Tag bedeutete es, dass ich in Krakau, von wo aus ich am Montag nach Lwiv (Lemberg) zu fahren hatte, erst um Mitternacht ankommen sollte; ich musste nämlich von Tschenstochau,



chou, wo die heilige Messe am Abend angesetzt ist, dorthin zurückzufahren, weil die Tagestour von der ersten bis zur dritten Kapelle mich immer mehr von der Ukraine entfernte. Das war der Grund, warum selbst die gütig gemeinten Worte: "Wir haben über den Wasserschaden schon gestern Bescheid gewusst. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen, wir haben ein Fläschchen Mineralwasser gekauft, sodass Wasser zum Zelebrieren da ist." - mich nicht trösten konnten, zumal ich mir einbildete, es werde während der nächsten Tage gewiss im gleichen Stil weitergehen.

Diesmal ging ja eigentlich das Abenteuer der Ukraine schon am Freitag los, also nicht erst mit der großen Tour am Sonntag. Ich mußte nämlich ausnahmsweise schon am Freitag statt am Samstag nach Krakau, was mir ziemlich ungelegen kam. Ein Abenteuer war der Freitag insofern schon, da ich nicht mit dem Zug, sondern nach dem Vorbild meines polnischen Mitbruders per Anhalter fahren wollte, was ich seit längerem nicht mehr ausprobiert hatte. Per Zufall ergab sich eine Mitfahrgelegenheit. Denn kurz bevor ich mich auf die Reise begeben wollte, kam ein VW-Bus am Priorat an. Man rief mich, da keiner der Verantwortlichen zur Stelle war. Schon wieder jemand, der mich nur aufhält, dachte ich mir. Aber als ich hörte, dass es sich um den Verlag der Karmeliten in Krakau drehte, von dem ich vor einigen Jahren in mehrfacher Ausführung unseren Schwestern das Buch "ich will Gott schauen" gekauft hatte, dachte ich: Vielleicht könntest du

da mitfahren. Ich fragte nach, und der Fahrer nahm mich gerne mit. Es stellte sich schnell heraus, dass der Chauffeur Karmelitenpater war, ein Geistlicher bereits älterer Generation, einer der Hauptverantwortlichen des Verlages und außerdem persönlicher Bekannter des Papstes. Ich dachte mir, da hat es sich doch gelohnt, so ein Fährtchen ist gewiß interessant. Und es war interessant. Er erzählte nette Dinge über den Papst, die ich mir trotz unserer Spannungen mit dem Oberhirten der Kirche doch gerne anhörte. Außerdem erkundigte er sich gütig über unsere Situation. Ich gewann den Eindruck, dass es sich um einen frommen Pater drehte, der, wie es leider oft vorkommt, vom Modernismus irregeleitet war.

Der Grund, warum ich schon am Freitag weg musste, war unsere Wallfahrt nach Kalwaria, die ich nun schon zum vierten Mal hielt. Diese Wallfahrt geht nicht nur zu einem Heiligtum, sondern zu einem ganzem Gebiet, dessen Zentrum ein Heiligtum mit Kloster ist. Auf dem ganzen Terrain befinden sich viele Kirchen; man geht über Wiesen und Wälder von Station zu Station und betet gewisse Andachten. Das ganze ist so weit verteilt, dass man einen ganzen Tag braucht, ehe man wieder beim Kloster, dem Beginn der Wallfahrt, angelangt ist. Unterwegs zelebriere ich in einer Kirche; niemand hindert uns daran. Alles zur Zelebration Notwendige nehmen wir in ein oder zwei Rucksäcken mit. Die Kirchen stehen leer, sind alt und dienen nur der mit der Wallfahrt verbundenen Frömmigkeitsübung.

Am Montag fuhr ich endlich wirklich in Richtung Ukraine ab. In Przemysl, der Endstation meiner Bahnstrecke, von wo aus ich noch ca. 100 km bis zum Ziel habe, entschloss ich mich, etwas zu Mittag zu essen. Ich begab mich in eine der kleinen Bars, die es dort in der Nähe des Bahnhofs gibt. Der Bahnhof hat zwei Ausgänge, auf jeder Seite einen. Geht man auf der einen Seite heraus, so ist man am Busbahnhof, und es tummeln sich dort Scharen von armen ukrainischen Bauersfrauen, die dort hinkommen, um durch den Verkauf von geschmuggelten Zigaretten pro Tag bis zu drei Dollar zu verdienen. Auf der anderen Seite des Bahnhofs ist kein Getümmel; man trifft dort nur Polen. Ich entschloß mich, auf der „polnischen“ Seite ein Hühnchen zu essen. Die kleine Bar war leer; ich blieb auch der einzige Kunde. Die Chefin war eine dicke, gemütliche, gut fünfzigjährige Frau, die mich mit einer solchen Freude empfing, dass ich mich gleich wohl fühlte. Sie

verwöhnte mich, als wäre ich ihr Sohn. Einen solchen hatte sie, und der kam auch. Sie gab ihm den Auftrag, mir behilflich zu sein bei der Suche nach einem Auto, das in die Ukraine fahren würde. Sie holte extra noch einen klugen Mann aus der Nachbarschaft herbei, um mit ihm zu beratschlagen, wie ich am besten in die Ukraine käme, obwohl ich nicht darum gebeten hatte. Immerhin hatte ich zu der Frau soviel Vertrauen, dass ich ihr mein Gepäck und meine Mappe mit Pass und viel Geld, das ich den Patres überbringen sollte, überließ und mich auf den Weg machte, um mir eine Telefonkarte zu kaufen und zu telefonieren. Mein Vertrauen wurde nicht enttäuscht. Von der Hilfe des Sohnes konnte ich leider keinen Gebrauch machen, da er von seinen Erledigungen nicht zurück kam. So suchte ich wie vor vier Monaten selber ein Auto, so wie es mir damals Pater Wasyl empfohlen hatte. Diesmal fuhr lange Zeit nichts. Es fuhr auch keiner der vielen nach Kommunismus aussehenden, qualmenden Busse nach Lviv. Einige PKW-Chauffeure sammelten Kunden, aber sie wollten nur mit einem vollen Auto losfahren, damit sie ihre vollen vierzig Dollar, von jedem zehn, bekämen. So musste ich warten. Es war zwar erst Nachmittag, aber an der Grenze hat man die Uhr um eine Stunde vorzustellen, sodass es bei Pater Wasyl schon später war, als in diesem Moment bei mir. Er wartete wohl schon auf mich. Die Wartezeit wollte ich nutzen, um nach einem Fahrplan zu schauen. Am gesamten Bahnhof hing kein einziger. Die Polen bereiteten sich auf den nächsten Fahrplan vor und hatten schon drei Wochen vor dem Fahrplanwechsel an einem der größten Bahnhöfe Polens alles abgehängt, um nicht in Stress zu kommen. So hatte ich keine Sicherheit, wann am Samstag ein

Zug nach Krakau gehen würde. Das Warten in der Schlange am Schalter war mir zu lang.

Ich ging zurück zu der Stelle, von wo Autos in die Ukraine abfahren. Ich konnte nicht recht verstehen, warum von den vielen Ukrainern niemand nach Lviv fuhr und wie die vielen Ukrainerinnen zurückkommen wollten. Da fuhr auf einmal ein schwarzer, alter Volvo mit dunkel getönten Scheiben daher; er wirkte wie aus einem Gangsterfilm. Genauso wirkte auch der Mann, der ihm entstieg; er sah aber weniger wie ein Killer aus, sondern eher wie deren Chef. Der Mann war klein, kräftig, braun gebrannt, und ich hatte eher den Eindruck, einen Spanier statt einen Ukrainer vor mir zu haben. Der verfehlte Eindruck wurde unterstützt durch die spanische Musik, die er im Auto laufen ließ. Er fragte mich: "Willst du in die Ukraine?" Als ich ihm erwiderte, dass ich schon eine Stunde auf eine Mitfahrgelegenheit warte, sagte er: "A schtscho ty hadajesch", was ich daherschwätze. Er war mir gleich sympathisch; denn er hatte die gleiche Stimme und auch das gleiche Lachen wie Pater Wasyl. So fuhren wir miteinander los, obwohl er nur mich als Kunden im Auto hatte. Ich sagte ihm, ich könne ihm leider nur 40 Zloty geben, also 10 Dollar. Der Gauener stimmte zu, tat aber später so, als habe er verstanden, ich hätte 40 Dollar zu bieten.

An der Grenze ist man vom Bahnhof in vielleicht fünfzehn Minuten. Den größten Teil der Strecke hat man dann innerhalb der Ukraine zurückzulegen. Als wir an der Grenze ankamen, sagte ich ihm, ich müsse nun die Versicherung zahlen, welche die Ukrainer von Ausländern bei der Einreise verlangen. Er sagte: "Was musst du? Nichts musst

du!", lächelte mich an und zwinkerte dazu listig mit den Augen. Dann erklärte er mir, er würde den Grenzbeamten erzählen, ich hätte vor, nur einige Stunden in der Ukraine zu bleiben und dann gleich wieder mit ihm nach Polen zurückzukehren. An der Grenze überholte er wagemutig die Schlange der wartenden Autos, unter ihnen viele Ladas und Trabis, die in die Ukraine zurückfahren und warten mussten, um kontrolliert zu werden. Ganz vorne, noch vor dem Grenzgebäude, stand ein Grenzbeamter, von dem er laut geschimpft wurde, weil er unberechtigterweise vorgefahren war. Er sagte, er habe einen Priester dabei und Priester dürfe man nicht warten lassen. Das leuchtete dem Beamten sofort ein und unser Auto wurde zur Passkontrolle weiter gewunken. Mein Chauffeur wickelte die Formalitäten ab und hielt anschließend eine kurze geheimnisvolle Unterhaltung mit einem wichtig aussehenden Beamten. Dann fuhren wir weiter. Ich fragte, was mit dem Geld sei, das man an der Grenze zu zahlen habe. Nun, es stellte sich heraus, dass ich tatsächlich dank seiner Schlaueit um diese Gebühr gekommen war. Das war mir auf der einen Seite in diesem Moment gar nicht unrecht, schließlich hatte das Visum schon 50 Dollar gekostet. Auf der anderen Seite, begann es nun in mir zu grübeln, welche Konsequenzen sich wohl ergeben könnten. Was würde sein, wenn ich kontrolliert werde?

Mir fiel sofort das relativ hohe Tempo auf, mit dem er fuhr. Fürs Auto war es zwar nicht zu schnell, aber die Staatsstraße ließ eine solche Geschwindigkeit fast nicht zu; denn der Asphalt schien dort wirklich noch aus der Zeit zu stammen, in welcher man ihn erfunden hat. Auf einmal erspähten wir einen Polizisten, der offensichtlich die zu schnell fahrenden Autos herauspickte. Der gute Mann hatte den Schutzmann leider zu spät entdeckt. Ich war gespannt, was nun kommen würde. Wieder blickte er mich an mit dem gleichen Lachen wie vorhin schon einmal, dann öffnete er gemütlich das Fenster, ließ die ersten Schimpfworte über sich ergehen, und sagte dann in der Du-Form, so wie zu mir, zu dem Ordnungsbeamten: "Nie deneruj mnie", er solle ihn nicht nerven, zückte einen Ausweis und zeigte ihn dem Polizisten. Dieser grüßte und wir fuhren weiter, ohne einen Groschen zu bezahlen. Ich fragte neugierig, was das für ein Ausweis gewesen sei. Er sagte, ein Ausweis der Interpol; er habe dort gearbeitet, wolle aber jetzt nichts mehr damit zu tun haben. Ich dachte mir, dass er dann den Ausweis nicht mehr zu Recht hatte; na, aber auf jeden Fall hat er geholfen.

**Just Fun...**

Dance Break, Boogie Woogie, Disco, Funk, Dance

ADTV - Tanzclub TMS-Freising - Nicolas Huber  
 EVENTTANZSCHULE  
 Am Lohmühlweg 10 - 85358 Freising  
 Telefon: 089 61 33 600 - www.TMS-Freising.com

Nothing else

Wieder ging es ein Stück weiter, vielleicht fünfzehn Minuten lang mit hohem Tempo. An einer Raststätte hielt er an und sagte, er wolle etwas essen. Ich wusste nicht, ob er das Auto zugesperrt hatte, und war der Überzeugung, es sei die ganze Zeit offen. Das machte mich mit zunehmend nervöser, da ich daran dachte, welche Werte ich in meiner Reisetasche hatte. Es waren nicht etwa nur die paar Sätze Wäsche zum Wechseln, nicht einmal der Pass und das Theologiebuch, was meinerseits die wertvollsten Dinge waren, sondern die Spenden an die unierten Priester, und das war ein Sümmchen! Wie konnte ich ihn überreden abzusperrern? Wäre meine Überredungskunst zu auffällig, so würde er selbst vielleicht noch neugierig werden, warum ich so besorgt sei um das Gepäck. Schließlich kannte ich ja den Mann gar nicht. Meine besorgten Blicke, die sich immer wieder dem Parkplatz zuwendeten, konnte ich nicht verbergen. Er sagte: "Was sorgst du dich; in der Ukraine wird nichts gestohlen! In Polen wimmelt es nur so von Dieben." Ich dachte, dies könnte vielleicht ein kluger Trick sein, um zu verbergen, dass er selber ein Dieb ist. Mir war sehr merkwürdig zumute, zumal er mich nun fragte, ob ich nicht auch etwas essen wolle, er würde es mir bezahlen. Wer weiß, wie das noch ausgeht?

Und wiederum ging es weiter. Der Chauffeur sprach immer mehr und immer angeregter. Alles Reden war reines Geschwätz und primitives Lob seiner selbst: er sei der beste Autofahrer im weiten Umkreis, er habe das beste Auto, sei bei Interpol gewesen und habe von Jura über Sprachen bis zu den technischen Fächern an der Uni alles studiert, was es gibt. Wie ich das schon vom vorigen Mal kannte, drängt so ein Chauffeur seine Adresse und Telefonnummer auf, in der Hoffnung, einen seltenen, aber sicheren Kunden gewonnen zu haben. Und so tat es auch dieser. Ingeheim war ich eher überzeugt, dass ich davon nie Gebrauch machen werde, doch auf einmal sagte er zu mir: "Du musst mit mir zurückfahren, weil du keine Versicherung gezahlt hast." Mir wurde nun so richtig unwohl. Jawohl, er hatte es ja getrickt, dass der Zollmensch mich ohne den gewohnten Obolus durchließ. Nur er kannte den Trick oder auch den Zollbeamten. Würde ich mit jemand anderem fahren, so müsste ich an der Grenze eine Buße zahlen, da ich keinen Versicherungsbeleg hatte. Wie hoch würde diese Strafe sein? Lieber ihm die vollen vierzig Dollar zahlen, um ungeschoren wieder nach Polen zu kommen. Dies legte sich mir auf den Magen und verließ mich während der gesamten guten vier Tage nicht mehr.

Der Ortsteil von Lviv, in dem Otec Wasyl wohnt, heißt Rjesna Polska. Seine Häuschen liegt an den Bahngleisen, die diese Siedlung begrenzen. Alle kleinen Häuschen, die wie das seine zwischen diesen Gleisen und einer im Abstand von vielleicht zweihundert Metern entfernten Straße liegen, haben sehr ländlichen Charakter. Diese Straße trennt sie von einer hässlichen Wohnblock-siedlung für mehrere tausend Leute. Beide Siedlungen zusammen bilden seine erste Pfarrei. Daneben hat er noch einige weitere Pfarreien, die ich z.T. bei meinem ersten Aufenthalt in der Ukraine besucht hatte. Diesmal sollte ich nicht bei ihm wohnen, was ich bei meiner Ankunft noch nicht wusste. Die Pfarrkirche, Cerkwa, oder polnisch Cerkiew, erblickte ich als einziges Gebäude jenseits der Bahngleise. Sie ist von ihm aus durch einen Spaziergang von zwei Minuten zu erreichen. Das ganze Wohnviertel liegt schon weit draußen, am Rande der Stadt, sodass man nicht unbedingt den Eindruck einer Großstadt gewinnt.

Als wir ankamen, war Pater Wasyl noch in der Abendmesse, besser gesagt, wie ich bald erfahren sollte, in der Majiwka, der Maiandacht, die täglich im Anschluss an die Abendmesse stattfand. Er kam nach ungefähr fünfzehn Minuten. Als er mich erblickte, zeigte er sich erleichtert, dass ich da war. Er sagte mir, er habe befürchtet, es sei etwas passiert, da ich von der Grenze aus nicht angerufen habe, wie wir es ausgemacht hatten. Ich erklärte ihm sogleich, wer mich über die Grenze gebracht hatte und dass jener Mann seine eigenen Vorstellungen hatte und mich nicht anrufen ließ, da er meinte, ich wolle nur anrufen, damit ihm der Weg erklärt werde. Ein Mann, der bei Geheimorganisationen gearbeitet habe, finde alles, auch ohne anzurufen. - Ich lernte nun die Mutter des Paters kennen, von der ich bisher nur gehört hatte. Sie machte mir ein Abendessen, das ich schnell verzehren musste, da wir gleich weiterfahren sollten. Ich fühlte mich wie in alten Zeiten bei Pater Lang in Saarbrücken, wo auch nie Zeit zum Essen war. Der Eindruck wurde im Laufe der Tage noch verstärkt, als ich mitbekam, dass der Pater selbst nur im Stehen aß und als Hauptmahlzeit nur einige Tomaten verzehrte. Dies ist echtes Fasten. Ich fragte ihn vorsichtig nach dem Motiv. Er gab zur Antwort, dass er viel vom lieben Gott erbete, und da müsse er fasten, um einen sichereren Erfolg zu haben. Seine Mutter fragte mich, ob ich das Gericht auf dem Teller kenne. Im Scherz antwortete ich: "Tak, pierogi ruskie", russische Piroggen, und wusste genau, dass ich eine Ukrainerin damit aufbringen konnte,

da es sich natürlich um ukrainische handelte. Der Scherz traf auch ins Volle; sie reagierte dementsprechend, d.h. mit einem momentanen Schwanken zwischen Entrüstung und Lachen. Sie verstand aber den Scherz und entschied sich fürs Lachen. Nach der schnell genossenen Mahlzeit fragte sie, ob die "ruskie pierogi" geschmeckt hätten, und lachte - eine Frau mit Humor, wie ich auch später noch feststellte. Im Übrigen war sie gewissermaßen identisch mit dem Typ der lieben, dicken, älteren, bayerischen Bauersfrauen. Auch sie ist eine Bäuerin; vom Hof auf dem Land kommt sie von Zeit zu Zeit, um dem Sohn zu helfen. Auch das erinnert an Pater Lang in Saarbrücken. Diese Frau ist unglaublich fleißig, ohne Unterbrechung am Arbeiten, enorm praktisch veranlagt und sofort im Bilde, wo es Arbeit gibt und wie es zuzulangen gilt.

Im Laufe meines kurzen Aufenthaltes gewann ich noch einige Male einen tiefen Eindruck des intensiven Wirkens dieses Priesters als Seelsorger. Nach schnell genossenem Abendessen bat er mich, schnell ins Auto zu steigen, in dem ein Chauffeur auf uns wartete. Ich dachte, es ginge zum Nachtlager. Denn trotz der Sparsamkeit an Worten hatte er mir mitgeteilt, dass ich diesmal nicht in seinem Häuschen wohnen würde. Es sollte aber noch einige Stationen davor geben, wie ich jeweils nur durch die Tatsachen erfuhr, nicht durch Erklärungen. Der Pater liebt zu arbeiten, aber nicht zu reden. Wir fuhren zu einer weiteren Maiandacht. Er sagte nur kurz vor Ankunft, er wisse nicht, ob überhaupt Leute da seien, da es leicht regnete und er angekündigt habe, dass diese Andacht bei Regen ausfalle. Sie war nämlich im Freien geplant, vor einer riesengroßen Statue der Muttergottes. Als wir ankamen, waren da aber über zweihundert Gläubige versammelt. Welche wunderbare Marienverehrung! Die Andacht dauerte etwa eine Stunde; langsam begann es spät zu werden; als der Chauffeur uns weiter fuhr, war es praktisch dunkel. Die Versammlung der Gläubigen löste sich zu meinem Erstaunen nicht auf, sondern sie sangen weiter, obwohl der Pater seine liturgischen Gewänder abgelegt hatte und sich entfernte. Auf meine Frage, wie das zu erklären sei, denn die Andacht sei ja beendet, meinte der wortkarge Priester nur lächelnd: dem sei so, weil die Leute sehr fromm sind.

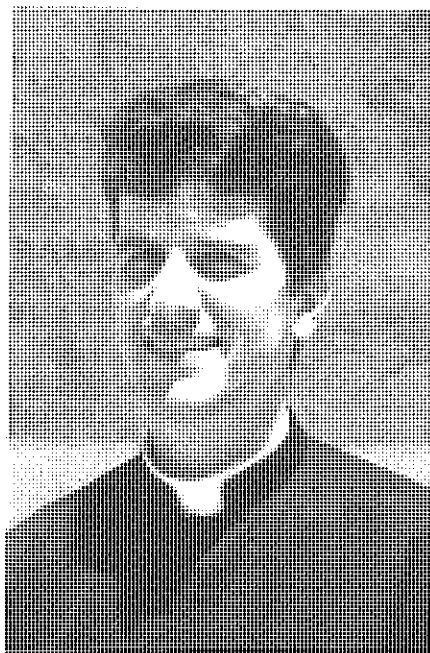
Auch diesmal ging es noch nicht zur letzten Station des Tages. Wir fuhren noch zu einem der großen, hässlichen und ziemlich heruntergekommenen Wohnblocks, die von seinem Häuschen aus zu sehen sind. Dort ging es mit dem Lift fast bis in den obersten Stock.



Beim Aussteigen aus dem Lift war mir auch ohne Erklärung bewusst, dass wir noch die Gebete bei einem Verstorbenen zu verrichten hatten. Auch bei meinem ersten Besuch in der Ukraine hatten solche Gebete an meinem ersten Tag abends stattgefunden. In dem sehr eng begrenzten Raum zwischen der Lifttüre, den Treppen und zwei Eingangstüren zu Wohnungen standen sehr viele alte Frauen. Die Schar der Beter setzte sich fort in die ziemlich kleine Wohnung, in welcher ein Sarg mit einem verstorbenen alten Mann aufgebahrt war. Dort lagen Stola, Kruzifix und Weihwasser für den Pater bereit. Bedeutete dies, dass er schon einmal bei dem gleichen Verstorbenen war? Hatte er bei jedem Verstorbenen mehrmals Gebete zu verrichten? Es stirbt in seinen Pfarrein täglich jemand und oft gibt es mehrere Todesfälle am Tag! Ich konnte keine Auskunft auf meine Frage erhalten, auch später nicht. Die Gebete dauerten ebenfalls rund eine Stunde; es wurde wiederum viel gesungen. Von Zeit zu Zeit erhob sich unter den alten Frauen ein laut vernehmbares Weinen, das jeweils von mehreren, beinahe wie auf Kommando, gleichzeitig angestimmt wurde. Gegen Ende der Gebete begann der Priester Weihwasser zu sprengen. Die Frauen heulten wieder, lauter als die vorigen Male. Und er sprengte nochmals Weihwasser und noch fester, und es schien mir, als würden die armen Angehörigen um so lauter weinen, je fester er spritzte, wie ihn umgekehrt gerade das Heulen zu animieren schien und noch fester sprengen ließ. Dies ergab eine Situation, die mir komisch vorkam und mich trotz Müdigkeit und Trauerstimmung beinahe zum Lachen brachte. Ich mußte an Portugal denken und an die laut heulenden Trauernden, mit denen diese Ukrainer trotz allem nicht zu vergleichen waren. Im portugiesischen Monforte war nämlich die Aufbewahrungskirche neben dem alten Priorat, in welchem ich allein schlief; oft wurde ich während der Nacht geweckt durch das laute Schreien, der Frauen, die während der ganzen Nacht Totenwache hielten.

Nach Beendigung der Gebete war endlich die Abfahrt zum Nachtlager. Es war elf Uhr. Wir läuteten an der Seminarpforte. Das Seminar hatte ich das letzte Mal nur durch einen fünfminütigen Besuch kennengelernt, da sich das Geschehen in der Fabrik oder in den Pfarrkirchen des Paters abgespielt hatte. Niemand öffnete. Der Pater pochte an die Pforte, an die Mauer, an ein naheliegendes Fenster und läutete mehrmals. Endlich rührte sich etwas. Wir warteten nochmals ein bisschen, und da öffnete sich die Pforte, eine schwere alte Holztüre, die nicht recht

zu dem hässlichen Bau des Seminars passt. Das Seminar ist ein Anbau an einen der vielen Blocks, die es dort gibt. Das Gebäude steht in einer ganzen Siedlung von Blocks, bestimmt zwanzig oder dreißig an der Zahl; alle sind leider aus der Zeit, in welcher der Baustil am hässlichsten war. Ein Seminar in einer solchen Umgebung ist in sich gesehen schon ein großer Notstand; da ist Zaitzkofen wahrhaft idealer. Wie ich bald feststellen sollte, war meine Bleibe in dem Block, an welchen das Seminar angebaut war. Der alte Pater Eustachius, welcher die Pforte gerade geöffnet hatte, war mir bereits bekannt. Er ist, wie die meisten Priester, verheiratet, lebt aber als Seelsorger



mit den sieben Seminaristen und hilft auch sonst seelsorglich dem Pater Wasyl. Bei sich zu Hause ist er drei oder viermal pro Monat. Die beiden Priester unterhielten sich einige Minuten lang durch ein Gitter vor der Tür, das verschlossen geblieben war und den Eingang zusätzlich zu der schweren Holztüre absichert. Da die beiden so erregt zu sprechen begannen, sobald sie sich nur erblickten, hatte der alte Pater keine Gelegenheit, auch das Gitter zu öffnen. Obwohl ich nicht eigentlich ukrainisch verstehe, zumindest nicht gut, bekam ich doch mit, dass die Erregung daher kam, weil man im Seminar von meinem Kommen nichts wusste und daher kein Schlüssel vorhanden war. Kurz entschlossen verließ uns der Pater Wasyl und murmelte im Weggehen, er wolle den Schlüssel bei den Schwestern holen. Da ich noch nicht wusste, wo ich schlafen würde, war ich überzeugt, es drehe sich um den Schlüssel zum versperrten Gitter, das meinen Eintritt verhinderte. Wo leben die Schwestern? Ich wusste es nicht und erfuhr es weder letztes noch dieses

Mal. Wie lange würde der Pater brauchen, um dort mit seinem Chauffeur hinzufahren und den Schlüssel zu holen, zumal möglicherweise die Schwestern erst mal den Schleier aufsetzen mussten, bevor sie sich irgendeine Bitte des Priesters anhören wollten. Der alte Pater und ich lächelten uns in der Zwischenzeit freundlich an; meinerseits war das Lächeln etwas verzerrt, nicht etwa aus Ungeduld schlechthin, sondern vielmehr wegen meiner Reisetasche, die eigentlich leicht war, aber die ich an diesem Tag schon sehr lange in der Hand gehalten hatte und die mir in diesem Moment beinahe zu schwer wurde. Ich wollte sie nicht in die Pfütze absetzen, in der ich stand. Sie in die andere Hand zu wechseln war auch nicht möglich, weil ich in dieser meine Mappe mit Büchern hielt. Was macht man in so einer Situation? Ich probierte, meinem Gegenüber etwas zu sagen, um nicht nur lächeln zu müssen, was mir sowieso nicht gut gelang. So sagte ich: „Schade, dass man das Gitter nicht öffnen kann.“ Er blickte mich verdutzt an und sagte: „Das Gitter? Das kann man doch öffnen! Soll ich es Ihnen öffnen? Wollen Sie etwa herein kommen?“ Ich verstand noch immer nicht, dass es noch nicht der Ort war, wo ich schlafen sollte und wunderte ich mich gehörig. Er öffnete mir, und ich ließ mich auf seine Einladung hin auf einem Sessel nieder, der im Eingangsbereich stand. Wir brauchten nicht lange zu warten, da kam der Pater Wasyl schon wieder zurück mit dem Schlüssel zu meinem Nachtlager; dieses sollte in einer leeren Wohnung in dem Block nebenan sein, die den Priestern der Bruderschaft zur Verfügung steht, wenn sie zu Besuch kommen. Den Schlüssel hätte der alte Pater haben sollen, was aber nicht der Fall war, weil weder er noch die Ordensschwestern mit meinem Kommen gerechnet hatten. Der wortkarge Obere hatte versäumt dies auszurichten oder hat es zumindest mit so wenigen Worten getan, dass es niemand wusste. Der Pater führte mich hinein; es gab von dem Vorräum aus, der einige Quadratmeter beträgt, drei Türen, eine zu Bad/WC, eine zu einem schönen Raum, der als Schlafzimmer dient und auch Wohnzimmer sein kann, und eine zu einem schmäleren Raum, der eine sehr kleine küchenartige Einrichtung aufwies und außerdem nur noch ein Sofa und einen kredenzähnlichen Tisch enthielt. Der Pater verließ mich, und ich sah mich erst einmal um. Der erste Blick war zufriedenstellend: es sah klein und unaufwendig gemütlich aus. Der zweite Blick befriedigte mich nicht mehr so sehr: selbst nach Durchstöbern des Kleiderschranks und des Küchenmöbels, der einzigen Möbel, in denen man etwas unterbringen konnte, fand ich weder Kleiderbü-

gel noch irgendein Handtuch. Die Suche nahm mir viel Zeit weg, da ich mich immer wieder vergewissern wollte, ob es nicht doch eine Möglichkeit gäbe, die Sutane aufzuhängen. Aber es gab nichts. Und was ein Handtuch betraf, so gab es nicht einmal ein Stückchen Stoff, um eventuell eine der wenigen Tassen abzutrocknen, welche die Küche zierten; alles dies ein Beweis dafür, dass die Schwestern nicht mit meinem Kommen gerechnet hatten, denn für gewöhnlich gestalten Ordensschwestern einem die Ankunft so angenehm wie möglich. Ich ärgerte mich über mich selbst. Denn während einigen Jahren hatte ich immer ein frisches Handtuch in meiner Reisetasche fürs Wochenende, und genau vor der Abfahrt in die Ukraine hatte ich es herausgenommen, damit die Tasche um einige Gramm leichter sei, in der Überzeugung, ich werde es wie sonst auch nicht brauchen.

In dieser Wohnung sollte ich drei Nächte bleiben. Man gab mir, was mir fehlte, und dazu noch eine Schachtel Kekse und Teebeutelchen, die ich benützte, um am Abend, während ich noch las, nicht auf dem Trockenen zu sitzen. Die Kekse verteilte ich an die Kinder meines Wohnblocks, mit denen ich Freundschaft knüpfte und die an den Abenden in großer Anzahl zwischen den Blocks spielten.

Am Dienstag und am Mittwoch abend hatte ich das Abendessen zusammen mit den Seminaristen im Seminar. Das Refektorium ist noch sehr provisorisch, so wie eigentlich alles andere in diesem Gebäude; denn alles ist noch Baustelle. Auf dieser Baustelle nehmen die Seminaristen ihre Mahlzeiten zu sich und verbringen dort einen Teil ihres Tages, nämlich die Zeit von abends nach den Vorträgen in der Fabrik bis morgens, wenn sie sich zur heiligen Messe und zu den anschließenden Vorträgen wieder in die Fabrik begeben. Das Refektorium ist die Erweiterung des Eingangsbereiches, von diesem durch keine Türe getrennt. Der Boden ist der Zement-Estrich mit viel Zementstaub drauf, wie eben auf einer Baustelle, der Tisch ein Bautisch, der den Arbeitern tagsüber zum Ablegen ihre Werkzeuge dient; um den Tisch herum gab es alle möglichen Gegenstände, die den Charakter einer Baustelle verstärken, wie Werkzeuge, Ziegelsteine und andere Baumaterialien.

Beeindruckend war für mich die lange Liturgie. Egal ob es die heilige Messe am Morgen oder diversen Liturgien wie Andachten, Totengebete und anderes waren, immer wurde lange gesungen. Der Gesang funktionierte ausgesprochen gut; er war meist zwei- oder drei-

stimmig. Jeder der Anwesenden sang die Stimme, die ihm am besten gefiel; oder war es abgesprochen, wer was zu singen hatte? Fast nicht möglich; denn selbst bei der Andacht in der Fabrik waren zu viele Gläubige da, als dass man dies hätte organisieren können. Für besondere Funktionen innerhalb einer Andacht einplanbar waren nur die Seminaristen. Tatsächlich erstaunte mich nicht nur der schöne Gesang, der oft mehrstimmig war, sondern auch die häufigen Momente, in denen irgendein Seminarist auf einmal begann, eine kurze Zeit lang alleine etwas zu singen, und mit dem Gesang scheinbar den Priester unterbrach; aber alles war genau aufeinander abgestimmt, auf eine Weise, die mir, dem Außenstehenden, besonders geheimnisvoll war. Der Gesang ist sehr langsam, meist so, dass jede Silbe um ein Mehrfaches ihrer Länge bei langsamem Sprechen gedehnt wird. Dazwischen kommen dann manchmal ziemlich schnell gesungene Worte. Ich hatte das Gefühl, als ob sich die Texte sehr oft wiederholten und in Wirklichkeit gar nicht so viel Text auswendig gekonnt werden muss, um alle Gesänge mitsingen zu können. Die heilige Messe in der Fabrik begann um neun Uhr Vormittag und dauerte mit einer Maiandacht knappe zwei Stunden. Es nehmen täglich in der Fabrik außer den Seminaristen mindestens dreißig Gläubige am Gottesdienst teil, lauter Arbeiter der Fabrik, mehr Frauen als Männer. Am Herz-Jesu-Freitag ist Beichttag; da kommen fast alle Arbeiter der Fabrik zum Beichten. Es wird zu diesem Zweck von Pater Eustachius und noch einem Priester fast den gesamten Tag lang Beichte gehört.

Am Mittwoch hatte ich zum ersten Mal Gelegenheit zum Frühstück zusammen mit den Seminaristen. Als ich das letzte Mal in der Ukraine war, gab es diese Möglichkeit kein einziges Mal, denn obwohl ich mit am Tisch saß, konnte ich nichts essen, da meine heilige Messe erst um 13.00 Uhr und das Frühstück schon um 11.00 Uhr war. Dies war niemandem aufgefallen, nur mir; umso hungriger war ich dann beim Mittagessen, das es um 15.00 Uhr gibt und das meines Erachtens ziemlich spärlich ist. Ich staunte nicht nur letztes Mal, sondern auch jetzt wieder, wie diese jungen kräftigen Seminaristen mit so wenig Mittagessen auskommen konnten. Die Erklärung liegt aber im Frühstück und im Abendessen. Denn beides ist wesentlich reichlicher als das Mittagessen. Beides wird den Seminaristen von den Schwestern bereitet, wie mir erklärt wurde. Das Mittagessen gibt es im Refektorium, in welchem auch die Fabrikarbeiter essen, allerdings nach diesen. An diesem Mittwoch hatte ich zum ersten Mal die heilige Messe nicht um

13.00 Uhr, sondern in der Früh, bevor man sich zur Fabrik begab, weshalb ich das Frühstück um elf Uhr mit den Seminaristen einnehmen konnte. Es besteht jeweils aus belegten Broten; für jeden sind vier berechnet; sie sind aber sehr groß und es ist ziemlich viel drauf; man ist nach der Liturgie hungrig und verzehrt alles mit einem großen Appetit. Das ganze Frühstück dauert schätzungsweise fünf Minuten oder wenig mehr. Schafft jemand die Mammutportion nicht in diesen paar Minuten, so isst ein anderer dafür noch etwas mehr. Ich erwischte mich dabei, dass ich genauso hungrig wie die Seminaristen war und dass ich genau so schnell aß wie sie.

Auf dem Weg vom Nachtlager zur Fabrik, also vom Seminar bzw. dem Block daneben, nach meiner heiligen Messe durch einen Wust von Wohnblocks, fiel mir auf, dass neben diesen vielen, großen, alten und hässlichen Blocks kaum einmal ein Auto stand. Ich fragte, ob hier so wenige Autobesitzer wohnten, was mir bejaht wurde. Die Ukrainer sind im Allgemeinen so arm, dass der Kauf eines Autos nicht in Frage kommt. Wenn jemand doch ein Auto hat, dann ist es gewöhnlich ein altes, das man schon gebraucht gekauft hat, oft ein Lada oder ein Trabi, aber schon nicht mehr der kleine Maluch der armen Polen (Fiat 126, bei uns auch Fiat Bambino genannt).

Auf den zehn Minuten Weges bis zur Fabrik kommt man auch an einem Markt oder, wie die Ukrainer und Polen sagen, Basar vorbei. Die Hälfte der Verkäufer bietet die Ware nicht einmal unter einem Dach feil, sondern entlang dem Gehsteig unter freiem Himmel. Der Verkäufer steht ohne Sitzgelegenheit vor seiner Ware und hat auch sonst keine Ausrüstung wie Kasse, Kassiermaschine, Tisch oder Ähnliches. Viele Verkäufer haben nur einige Flaschen Milch vor sich, etwa drei oder vier, und warten geduldig, bis sie diese loswerden, um sich den Tageslohn zu verdienen. Tüchtigere Geschäftsleute haben einen Platz unter den Dächern aus Blech, die auf dem kleinen Grundstück aufgestellt sind. Dieses Grundstück, das man übertreibend als Marktplatz bezeichnen könnte, ist mit lumpigem Wellblech umzäunt und nur einige Meter lang und breit. Auf diesen wenigen Quadratmetern tummelte sich eine dichtgedrängte Menge. Parallel zueinander standen lange Tischreihen, wenn ich das im Vorbeigehen richtig beobachtet habe, von einem Ende der Fläche bis zum anderen. Über den schmalen Tischreihen sind Dächerreihen, so schmal wie die Tische, die, vorausgesetzt der Regen fällt senkrecht, verhindern, dass die Ware bei Regen nass

wird. Die Tischreihen stehen so nah zueinander, dass Käufer und Verkäufer nur mit Mühe aneinander vorbeikommen.

Das Beeindruckendste während dieser Tage war für mich die Sühnenacht von Donnerstag auf Freitag. Soviel ich weiß, gibt es jeden Monat eine Sühnenacht, immer von Donnerstag auf den Herz-Jesu-Freitag. Es war nicht speziell eingeplant, dass während meines Aufenthalts eine solche Anbetung stattfand. Jedoch Gottes Vorsehung hat es so gefügt. Außer bei meiner Ankunft war ich diesmal noch gar nicht in der Rjesna gewesen. Auch Pater Wasyl hatte ich nur zu Beginn und nun erst wieder gesehen. Pater Eustachius und ich begaben uns gegen Abend zu ihm nach Hause; wir trafen ihn mit seiner Mutter an. Pater Eustachius begab sich sofort zur Kirche; dort seien schon viele Gläubige. Die Seminaristen hatten mir tagsüber bereits über den Eifer dieses alten Priesters erzählt, was das Beicht hören am Herz-Jesu-Freitag betrifft: er beginnt als erster der anwesenden Priester, bleibt die gesamte Nacht dort und fährt dann tagsüber noch an verschiedene andere Stellen, jeweils um Beichte zu hören, gewöhnlich zuerst zur kleinen Gemeinschaft der Schwester Onufria, dann in die Fabrik. So war es auch diesmal. Erst nach ein Uhr mittags gönnt er sich dann eine Pause. Nachdem wir uns endlich ein bisschen unterhalten hatten, gingen wir zum Gottesdienst. Die nicht kleine Kirche war gesteckt voll. Am nächsten Tag sagte mir der Pater, es seien mindestens tausend Gläubige da gewesen. Er hatte mich schon einen Tag davor gebeten, in der Sühnenacht Beichte zu hören. Ich dachte, es wäre sonst vielleicht niemand da, und hatte zugestimmt. Wie das allerdings funktionieren sollte wegen der Sprache, war mir nicht ganz klar. Wir betraten die Kirche durch die Sakristei; als wir im Altarraum ankamen, sah ich dort bereits drei Priester Beichte hören. Ich flüsterte dem Pater zu, dass es ja dann wohl besser sei, ich würde nicht in Funktion treten, da für mich die Sache sprachlich sehr schwer wäre. Aber er unterbrach in einer sekundenlangen Pause zwischen zwei Sätzen die von den Gläubigen laut verrichteten Gebete, um mit gewaltiger Stimme zu verkündigen, dass hier ein Pater aus Deutschland sei, der auch Beichte höre; er verstehe ein wenig polnisch. So hatte ich zu beginnen. Im einzigen Beichtstuhl saß der alte Pater Eustachius. Von den anderen hatte jeder einen Platz auf einem wackeligen Stuhl zwischen der Ikonostase und dem Tisch, auf welchem in unierten und orthodoxen Kirchen ein Kreuz und ein Bild zur Verehrung der Gläubigen liegen. Der Abstand zwischen uns war

so gering, dass man sich auf jeden Fall gegenseitig gehört hätte, wenn nicht ununterbrochen laute Gebete verrichtet worden wären. Diese bewirkten allerdings gleichzeitig, dass es für mich nur noch schwerer wurde, meine Pönitenten zu verstehen. Denn höchstens während der ersten zwei Stunden hielten sich die Gläubigen an die Anweisung, man solle bei mir möglichst auf Polnisch beichten. Die ausschließlich ziemlich bejahrten Jahrgänge, die sich des Polnischen mächtig fühlten, kamen in dieser Zeit zu mir, und man verständigte sich tatsächlich zur Genüge. Aber je später es wurde, um so weniger war es den Leuten bewusst, dass ich Ausländer war; die Kirchenlieder ertönten indes eher noch kräftiger. Manchmal unterbrach ich und bat, in irgendeiner mir verständlichen Sprache zu beichten, oder ich erahnte, was gesagt wurde, wenn ein Gläubiger wegen der lauten Stimme aus dem Lautsprecher gar nicht wahrnahm, dass ich ihn unterbrechen wollte. In solchen Fällen gab ich den Zuspruch gemäß meinem Verstehen. Dies muss einige Male so getroffen haben, dass einen Tag später ältere Leute dem Pater Wasyl beglückt über meinen Zuspruch erzählten. Hatte er dies vielleicht nur erfunden? Auf jeden Fall war ich erleichtert, als er es mir berichtete. Im Laufe der nächsten Stunden kamen noch einige Priester hinzu, sodass in gewissen Momenten insgesamt sieben Priester Beichte hörten. Besonders beeindruckte mich die intensive Teilnahme der Gläubigen an der Sühnenacht sowie überhaupt der katholische Geist, der in diesen Seelen

deutlich wahrnehmbar war; es scheint, dass die Gläubigen des Pater Wasyl alle zwei Wochen zum Beichten kommen!

Unter der Obhut der Bruderschaft Sankt Josaphat leben auch einige Schwestern aus dem Orden des heiligen Basilius. Alle traditionstreuen Schwestern dieses Ordens waren ursprünglich, noch zu Zeiten des Kommunismus, unter Matka Lubow zusammen in der Ukraine. Diese war nach Öffnung der Grenzen auf einen Besuch in Menzingen. Es bestand die Absicht, eventuell das ganze Kloster in die Hände der Tradition zu geben. Leider wurde daraus nichts. Was aus Matka Lubow geworden ist, weiß niemand, zumindest niemand, der uns bekannt ist. Diese vielleicht 70 Schwestern sind verstreut, die einen verheiratet (sie hatten natürlich noch keine Gelübde), andere bei den Modernisten und ein kleiner Teil in der Tradition. Dieser kleine Teil spaltet sich zum Leidwesen der Schwestern auf in mindestens drei Gruppen. In unserem Priorat waren sechs Schwestern, von denen sich noch drei in unserer Bruderschaft befinden und Oblatinnen geworden sind oder gerade werden. Von denen, die von uns weggegangen sind, ist eine nun die Oberin einer zweiten Gruppierung, die von unseren Redemptoristen betreut wird. Dies ist für die Schwestern nicht leicht; denn die Patres aus England können nur ein- oder zweimal pro Jahr kommen. In doppelter Hinsicht fühlen sich die Schwestern daher vereinsamt: da kein ständiger Priester da

# Mode einfach gut. Einkaufen auch.

Und wir ersetzen Ihnen sogar die  
Parkgebühren bis zu einer Stunde.



MODE

FELLER



für Damen  
und Herren

FELLER

Freising, Landshuter Straße 31, am Landratsamt

ist und es keinen guten Kontakt zu uns gibt bzw. zu der dritten Gruppe von Schwestern, so wie leider auch das Einvernehmen zwischen dem Oberen unserer Bruderschaft in Polen, P. Stehlin, und den Redemptoristen nicht gut ist. Die dritte Gruppe der Schwestern wird von Pater Wasyl betreut. Diese und die anderen Schwestern in der Ukraine haben gemeinsam, dass sie nach den Regeln des Basilianerinnenordens weiterleben wollen, und zwar im traditionellen Geist. Von den Schwestern, die beim Pater Wasyl sind, habe ich diesmal nur eine gesehen, und zwar in der Fabrik. Sie hat dort gewisse Dienste zu verrichten, z.B. Essen für die Seminaristen zu bereiten. Die Hälfte dieser Schwestern, es sind wohl drei, wohnt irgendwo bei der Fabrik, die andere in einem Häuschen in der Nähe von Pater Wasyl. So wurde es mir erzählt; Gelegenheit, die beiden kleinen Klöster zu sehen, hatte ich nicht. Ich sah zwar nicht "unsere" Schwestern, dafür besuchte mich aber in der Fabrik Schwester Onufria, die Oberin der kleinen Gemeinschaft, die von den Redemptoristen betreut wird, ehemalige Mitschwester unserer Ukrainerinnen in Salvan.

Das einzige Mal, uns richtig zu unterhalten, dürfte am Freitagabend sein, meinte Pater Wasyl. Er fuhr aber leider am Freitag früh um sieben Uhr, nachdem die Sühnenacht beendet war, nach Polen und wusste nicht sicher, wann er zurück wäre. Ich hatte mich zur Fabrik zu begeben und erlebte die Herz-Jesu-Frömmigkeit in Form einer langen Andacht, die sich an die heilige Messe anschloss. Um ein Uhr war die heilige Messe des Pater Eustachius, genauer gesagt die Andacht, immer noch nicht fertig. Sie hatte ausnahmsweise um elf statt um neun Uhr begonnen. Um kurz vor eins löste ein anderer Priester den Pater ab und begann zu predigen. Es war schon halb zwei, und meine Messe hätte um ein Uhr beginnen sollen. Ich begann aber trotzdem nach einer langen Wartezeit. Da die Ikonostase hinter mir geschlossen blieb, bemerkte der Prediger nicht einmal, dass hinter seinem Rücken eine weitere heilige Messe begonnen hatte. An diesem Tag hatte sich alles in die Länge gezogen und der Unterricht fiel bedeutend kürzer aus. Am Abend kehrte ich zur Rjesna zurück. Von den Seminaristen hatte ich mich schon verabschiedet, da am Samstag die Rückfahrt nach Krakau bevorstand.

Es war Abend; der Pater Wasyl war noch nicht zurück. Nur seine Mutter war da. Im Gespräch lernte ich sie nun ein bisschen kennen. Es war ein hervorragender, entspannender Abend; ich

konnte endlich einige ukrainische Wörter dazu lernen. Es wurde zehn Uhr. Sollte ich mich schlafen legen oder noch geduldig auf den Pater warten. Als ich mich gerade anschicken wollte, ins Bett zu gehen, kam er endlich. Er erzählte wie üblich nichts, obwohl seine Mutter und ich gespannt auf ihn blickten. Er sagte nur ruhig und freundlich, er habe den gesamten Tag noch nichts gegessen. Unglaublich! Welcher Einsatz! Zuerst die gesamte Sühnenacht, dann eine Jagd nach Polen und wieder zurück, so gehetzt, dass er nicht einmal zum Essen kam. Er begann seine Tagesration zu verzehren: fünf Tomaten. Seine Mutter erzählte ihm während dessen von allen Telefonaten des gesamten Tages: mehrere Verstorbene, daher mehrfach "Parastas", die Gebete bei den Toten. Er regte sich zum ersten Mal auf, seit ich ihn kenne. Er fragte, ob das nicht die Kapläne machen könnten. Aber da sie es schon getan hatten, musste er nur noch bei einem Verstorbenen die Gebete verrichten. Als er zurückkam, war es elf. Ich hoffte nun, es sei endlich die Zeit zu einem gemütlichen Gespräch gekommen. Jetzt begannen aber wieder Telefonate und dauerten bis Mitternacht. Um Mitternacht erzählte er mir, er habe schon seit längerem ein neues schnurloses Telefon, aber er könne es nicht anschließen, da es andere Anschlüsse hätte und der Adapter, den er gekauft habe, nicht passe. So machte ich mich um Mitternacht dran und es gelang mir, mit dem wenigen Werkzeug, das er hatte, das Telefon zu installieren, eine Sache, die ich früher oft gemacht hatte, mehrmals in Häusern, wo ich Wände durchbohrte und neue Buchsen installierte; nun war ich froh, dass ich mein Wissen zu diesem guten Zweck nutzen und gleichzeitig auffrischen konnte. So gab es wenigsten während dieser guten halben Stunde kein Telefonat; denn ich hatte die Drähte in der Wand abgetrennt; beinahe lachen musste ich, als es in dem Moment läutete, da ich nur zur Probe die Drähte aneinander hielt; das war um halb eins. Der Pater nahm leider ab. Beinahe hätte ich ihm gedroht, eine Sühnenacht genüge; wenn zwei, dann bitte mit einem gewissen Abstand. Nun gut; alles war fertig, und wir konnten uns endlich gemütlich zusammensetzen. Gemütlich war es wirklich; aber allzu lang sollte es nicht werden. Wir waren schließlich beide müde und mussten in der Früh wieder raus.

Am nächsten Morgen läutete jemand um sieben Uhr an der Haustüre. So etwas kannte ich schon von meinem letzten Aufenthalt. Damals schlief ich ja immer im Häuschen des Paters und bekam mehrmals mit, wie es schon um

diese Zeit läutete. Eigentlich keine sehr frühe Zeit, dachte ich mir, aber doch früh für den, bei dem bis nach Mitternacht das Telefon läutet. Einen solchen Menschen könnte man bis sieben oder halb acht ungestört lassen. Der Pater öffnete die Haustüre, kam nach einem kurzen Gespräch an meine Türe, ballerte mit der Faust daran und kam ohne zu klopfen herein: "Ein Chauffeur, der dich gerne nach Przemysl fahren würde." Ich murmelte, er solle um zehn Uhr wieder kommen, drehte mich um und schlief nochmals ein bisschen. Lange hatte ich aber nicht Zeit; denn der Pater musste schon wieder aufbrechen, um sich um einen Sterbenden zu kümmern. Wir verabschiedeten uns also. Seine Mutter war auch nicht mehr da, weil sie schon früh aufs Feld musste. So blieb ich alleine, bis der Chauffeur mich abholen kam. Es war ein mir unbekannter Mann. Er sagte, der andere, mit dem ich gekommen sei, sei sein Freund; er habe nach Odessa fahren müssen und hätte ihn gebeten, mich zu fahren.

Die Fahrt verlief ohne bemerkenswerte Zwischenfälle. An der Grenze halfen wir noch zwei frommen Frauen, nach Polen zu kommen, da diese ohne Auto nicht durchgelassen wurden. Direkt hinter der Grenze, also nicht in Przemysl, verkauften diese ihre geschmuggelten Zigaretten und verdienten auf diese Weise im Bestfall drei Dollar pro Tag. Der Fahrer war ein frommer Mann und lange kein solcher Aufschneider wie sein Freund, den ich am Montag erlebt hatte. An der Grenze gab es zu meinem Erstaunen kein Problem wegen der Versicherung, die ich nicht hatte; es wurde nicht einmal nach ihr gefragt. In Przemysl hatte ich noch eine Stunde Zeit bis zum Zug nach Krakau. Im Zug wurde ich dann wieder in den trüben Alltag zurück geworfen. Das erste Mal, seit ich in Polen bin, wechselte ich das Abteil. Das Geschwätz der merkwürdigen alten Damen und Herren in meinem Abteil war nämlich in solch schreiendem Ton, dass ich mir überlegte, ob es ein absichtlicher Versuch sei, mich vom Breviergebet abzuhalten. Meist wird bei meinen Zugfahrten gar nicht gesprochen, und wenn schon, dann zumindest nicht so. Nach einiger Zeit begab ich mich also in ein Abteil mit nur zwei lesenden jungen Männern. Nun blieb mir noch eine geraume Zeit, um mir in Ruhe alles durch den Kopf gehen zu lassen, was mich in jenen Tagen besonders bewegt oder amüsiert hat, bis ich in Krakau ankam, wo alles beim Alten war, wie nun schon seit einigen Jahren jede Woche.

*Anselm Ettl*

# 2 Thess. 3, 10

## Eine Predigt von Christof Breitsameter

Christof Breitsameter ist 1967 in Freising geboren, studierte nach dem Abitur am Dom-Gymnasium von 1987 bis 1993 Philosophie und Theologie an der Hochschule für Philosophie und der Ludwig-Maximilians-Universität in München. Er war Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes. 1993 wurde zum Priester geweiht und war von 1993 bis 1998 Kaplan in der Pfarrei St. Ludwig in München. Von 1998 bis 2001 war er Doktorand und promovierte im Fach Moraltheologie zum Thema „Identität und Moral in der modernen Gesellschaft“. Seit 2001 ist er Habilitand zum Arbeitsthema „Wie funktionieren Werte?“ und hilft weiterhin in St. Ludwig mit.

Studium und Seelsorge, Theorie und Praxis, das sind für mich zwei Arbeitsfelder, die sich nicht immer leicht miteinander verbinden lassen. Dennoch ergeben sich oft überraschende Berührungspunkte. Eine Predigt, gehalten in St. Ludwig, mag Ihnen diese Spannung auf exemplarische Weise deutlich machen und zugleich einen kleinen Einblick in meinen Alltag geben: Wirtschaftsethische Überlegungen sollten mit biblischen Aussagen konfrontiert werden. Was dabei herauskam, war für manche provokativ. Es war der Versuch, einem alten, oft gehörten Text neue Prägnanz zu verleihen und dabei vielleicht auch seine ursprüngliche Tendenz wieder aufzudecken.

„Wer nicht arbeitet, der soll auch nichts essen.“ Dieses Wort aus dem Brief an die Thessalonicher ist von erfrischender Prägnanz und Pragmatik zwischen den oft schwierigen, manchmal ein wenig verstiegenen theologischen Höhenflügen des Paulus. Es hat auch einen ganz praktischen Hintergrund. In der Gemeinde gab es offenbar Menschen, die ihrer Arbeit nicht nachgingen, weil sie das unmittelbare Ende der Zeiten erwarteten. Diese Schwärmer werden zur Räson gerufen. Sie haben die Botschaft Jesu nicht richtig verstanden. Noch schlimmer aber: an die religiösen Fanatiker haben sich wohl auch solche angehängt, die einfach zu faul waren, ihren Lebensunterhalt mit Arbeit zu verdienen, und die jetzt ihre Faulheit mit religiösen Motiven verbrämen. Hier fällt das nüchterne Wort des Paulus: wer nicht arbeitet, der soll auch nichts essen. Er konnte sich ein solches Wort leisten, da er seinen Lebensunterhalt selbst bestritt. Er arbeitete als Zeltmacher, um der Ge-

meinde, wie er selbst sagt, nicht zur Last zu fallen. Er wollte nicht den Verdacht erregen, er sei ein Schmarotzer, der sich durchfüttern lässt.

Wer nicht arbeiten will, der soll auch nichts essen. Dieses Wort weckt Assoziationen. Es gibt kein Recht auf Faulheit, hat unser Bundeskanzler erst jüngst verlauten lassen. Und auch wenn man ihm nicht unterstellen will, dass er zuvor Paulus gelesen hat, so ist der Inhalt doch der gleiche: Diejenigen, die nicht arbeiten wollen, sollen



diejenigen, die arbeiten, nicht ausbeuten. Allerdings haben sich die Zeiten zwischen Paulus und Schröder doch ein wenig geändert. Genügte damals eine Ermahnung, die in einer kleinen und überschaubaren Gemeinde leicht überprüft werden konnte, so bedarf es in unserer komplexen Gesellschaft anderer Mittel: Sanktionen für die, die nicht arbeiten wollen, besser aber noch: Anreize, um Arbeit für diese Menschen wieder attraktiv zu machen. Ein üppiges Sozialsystem jedenfalls trägt dazu nicht bei. Warum sollte einer arbeiten, wenn ihm ein ähnliches Lebensniveau auch ohne Arbeit sozusagen frei Haus geliefert wird. Oder: eine Regierung, die einerseits das Recht auf Faulheit bestreitet, aber andererseits die Lohnfortzahlung im Krankheitsfall von 80% auf 100% Prozent erhöht, darf sich nicht wundern, wenn diese Situation ausgenutzt wird. Warum sollte einer nicht auch einmal krankfeiern, wenn er in dieser Zeit den gleichen Lohn bekommt. In der ökonomischen Theorie wird dies als Schwarzfahrerproblem bezeichnet: es gibt immer einige, die auf Kosten anderer leben. Will man ihr

Verhalten ändern, muss man aber an die Rahmenbedingungen gehen. Der Appell allein genügt nicht mehr. Es ist deshalb schlechter Populismus, ein Recht auf Faulheit zu bestreiten. Die richtige Frage müsste lauten: Wie können wir diese Menschen mit ins Boot holen? Welche Anreize können wir setzen, so dass sie ebenfalls Leistung erbringen? Und wie können wir auf diese Weise ihr Potenzial, ihre Ideen, ihre Kreativität wecken – übrigens zu unser aller Vorteil? So müssen wir das Wort des Paulus umformulieren: es wandert sozusagen in die Institutionen hinein, und das würde heißen: Arbeit muss systematisch belohnt werden. Wir dürfen Arbeitslosigkeit nicht auf falsche Motive – Faulheit – zurechnen, sondern systematisch auf institutionelle Fehlanreize. Noch einmal anders formuliert: man darf Arbeitslose nicht als faul beschimpfen, sondern muss die Bedingungen untersuchen, unter denen sie nicht arbeiten wollen.

Auf dieser Grundlage muss unser Sozialstaat auf den Prüfstand gestellt werden. Er ist, das wird immer deutlicher, nicht mehr bezahlbar. Und er ist in manchen Dingen auch nicht sinnvoll, nämlich dann, wenn er keine Anreize für Leistung formuliert. Eine falsche Form der Solidarität aber geht auf Kosten derer, die leistungsbereit sind. Noch einmal: es geht nicht um die, die weniger leisten können, aufgrund von Krankheit oder Behinderung. Sie haben Anspruch auf die Solidarität der Gesellschaft. Es gilt denen, die nichts leisten wollen, weil die Gesellschaft systematisch Fehlanreize setzt. Solidarität verwirklicht sich in der modernen Gesellschaft über Wettbewerb. Das Gewinnstreben des Einzelnen wird zum Motor der Wirtschaft. Das ist nicht moralisch anrühlich, sondern im Gegenteil: moralisch erwünscht, weil es zum Vorteil aller ist und zu einem Wohlstand geführt hat, den wir alle selbstverständlich genießen. Der Wettbewerb führt dazu, dass niemand sich ausruhen kann und die anderen für sich schufteten lässt. Er ist, mit dem Wort des Ökonomen Franz Böhm, das genialste und wirksamste Entmachtungsinstrument der Geschichte. Es gibt keine Feudalherren mehr; erfolgreich ist, wer etwas leistet, und wer etwas leistet, tut dies zum Vorteil aller.

Zu überprüfen ist aber nicht nur das staatliche Sozialsystem, sondern auch das karitative System der Kirchen. Das Vorbild des heiligen Martin hat für die



moderne Gesellschaft ausgedient. Es geht nicht mehr um Teilen oder Umverteilen, weil das wiederum die Leistungsbereitschaft senkt. Es geht um Wettbewerb, und der muss forciert werden. Das ist geradezu zum moralischen Gebot der modernen Gesellschaft geworden. Alle karitativen Einrichtungen, die Fehlanreize setzen, sind auf den Prüfstand zu stellen. Natürlich wird es weiterhin Organisationen für Notfälle, etwa Katastrophen, geben müssen. Aber eine ganze Reihe karitativer Initiativen haben sich überlebt.

Wettbewerb ist solidarischer als Teilen, diese These des Wirtschaftsethikers Karl Homann ist Paulus für moderne Menschen. Ein provokativer Satz gewiss, aber bedenken Sie auch, welche Provokation es bedeutete, als Paulus die Menschen in einer religiös aufgeheizten Atmosphäre auf den Boden der

Tatsachen zurückbrachte. Immerhin wird so die brennende Aktualität eines alten Textes auf überraschende Weise deutlich.

Soweit der Text. Aus den Reaktionen auf die Predigt möchte ich zwei herausgreifen:

1) Eine Mitarbeiterin der Caritas fühlt sich auf die Füße getreten und lässt erst einmal Dampf ab. Ich bedanke mich zunächst dafür, dass sie nicht einfach aufgestanden und gegangen ist, sondern das Gespräch sucht. Dann bitte ich sie, noch einmal die in meiner Predigt vorgenommenen Differenzierungen zu bedenken: Nicht um die, die nicht arbeiten können, sondern um die, die aufgrund institutioneller Fehlanreize nicht arbeiten wollen, geht es. Und karitative Initiativen kommen nur dann auf den Prüfstand, wenn sie systematisch

Fehlanreize formulieren und so Markt und Wettbewerb abbremsen. Immerhin entwickelt sich ein sachliches Gespräch, das wir bei Gelegenheit fortsetzen wollen.

2) Ein Unternehmensberater freut sich, solche Gedanken auch einmal im Kirchenraum formuliert zu finden. Im Dorf seiner Mutter, so sagt er, versteht keiner von denen, die täglich um 5 Uhr früh aufstehen müssen, warum andere durch karitative Einrichtungen hoffiert werden. Auch hier wären Aufklärung von Seiten der Kirchen und eine Überprüfung karitativer Leistungen überfällig.

*Christof Breitsameter  
Abiturjahrgang 1987*

# TRAUMHAFT WOHNEN

NEU

Bezug  
Herbst 2002



BESTLAGE MOOSBURG: DOPPEL- UND REIHENHÄUSER

<ul style="list-style-type: none"> <li>▶ nach Energieeinsparverordnung – EnEV 2002 – mit Solaranlage</li> <li>▶ Süd- und Westausrichtung</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>▶ 190m<sup>2</sup> – 230m<sup>2</sup> Wohn-/Nutzfläche</li> <li>▶ Grundstücke von 180m<sup>2</sup> – 400m<sup>2</sup></li> <li>▶ Qualitäts-Ziegelbau</li> </ul>	<ul style="list-style-type: none"> <li>▶ hochwertige Ausstattung</li> <li>▶ variable Grundrisse</li> <li>▶ Kauf auch ab Rohbau</li> </ul>
---	--	---



Info-Hotline: **087 61/76 36 – 0** [www.scheidl-bau.de](http://www.scheidl-bau.de)

*Wir bauen für's Leben ...*



<p><b>Architekt und Bauplanung:</b> Scheidl Bauplanung GmbH Egerlandstraße 27 • 85368 Moosburg</p>	<p><b>Bauherr und Verkauf:</b> Scheidl Bauunternehmen GmbH Egerlandstraße 27 • 85368 Moosburg</p>
--	---

# Begegnung mit der Vergangenheit

Die Vergangenheit holt einen schnell ein. Da übernehme ich als Pfarrer eine Aushilfe in einer Pfarrei und wer kommt da in die Sakristei, um als Lektor die Lesung vorzutragen? Mein ehemaliger Deutsch-Lehrer. Nun muss er sich meine Predigt in meinem Deutsch anhören. Bei der Taufe eines Kindes begegne ich meinem Klassenleiter des Abiturjahrganges 1969, in diesem Schuljahr bin ich der Religionslehrer seines Enkelkinds. Gerne erinnere ich mich der Gespräche mit dem damaligen Landrat Hans Zehetmair, jetzt Wissenschaftsminister, den ich in Latein und Deutsch hatte, sowie mit dem damaligen Musiklehrer und Bezirkstagspräsidenten Georg Klimm. Ich traf beide immer wieder beim alljährlichen Neujahrsempfang der Erzdiözese und wir unterhielten uns gerne. Dabei kam mir auch in den Sinn, wie ich einmal von meinem Musiklehrer eine Watsch'n erhielt. Ich fand es zwar ungerecht, war aber ohne Groll.

Seit knapp zehn Jahren bin ich Pfarrer der beiden katholischen Pfarrgemeinden in Oberschleißheim. Nicht nur die Bahnlinie der S1 verbindet mich mit Freising, sondern neun Jahre Domberg im damaligen Knabenseminar und entsprechend der Besuch des Dom-Gymnasiums und drei Jahre Jugendpfarrer im Landkreis Freising. Die Verbindung zum Ursprung ist so nie abgerissen. Auch die sechs Jahre als Diözesanjugendpfarrer, zuständig für die katholische Jugendarbeit der Erzdiözese, führten mich immer wieder nach Freising zurück oder zu Verhandlungen mit den Direktoren des Dom-Gymnasiums, wenn es um Räumlichkeiten für die Jugendkorporinarian-Wallfahrt ging. In meinem früheren Direktor im Knabenseminar und kurzzeitigem Religionslehrer (mit guter Erinnerung) Dr. Friedrich Fahr fand ich auch später einen großen Förderer der Jugendarbeit. Äußerer Ausdruck dafür ist das Jugendhaus St. Anna zwischen Freising und Allershausen.

Der Arbeitsalltag eines Pfarrers ist vielfältig. Manchmal denkt man sich am Abend: Was habe ich nun denn eigentlich getan? Von der Morgenmesse führt mich der Weg in einen der beiden Kindergärten. Leitbild und Konzeptausarbeitung brauchen langen Atem. Der Beerdigung folgt der Religionsunterricht, in München-Haidhausen ist die Wahl eines Dekans zu leiten, im Zentrum folgt ein Treffen zur Vorbereitung einer Sitzung des Priesterrates, nach



dem Dienstgespräch mit MitarbeiterInnen der Elternabend zur Firmung. Zur Zeit gibt es einen regelrechten Boom an Taufen und Gesprächen zur Ehevorbereitung. Und der Kontakt zu den Erstkommunionkindern darf natürlich auch nicht abreißen, so lade ich sie ein, eine kleine Aufgabe beim Sonntagsgottesdienst zu übernehmen. Nebenbei suche ich das Gespräch mit den Handwerkern und Firmenchefs, um die Kindergartensanierung optimal zu gestalten. Denn Nacharbeiten kommen teuer und kosten mehr Zeit. Dabei ist es ganz gut, dass Ehrenamtliche einem viel abnehmen, angefangen von der Verwaltung der Konten der Pfarreien bis zur Aushilfe für den Mesner.

Manche sprechen bei einem Pfarrer von einem Generalisten, der vieles können sollte, auf der anderen Seite gerade dadurch in der Gefahr ist, zu wenig auf einen Erfolg auf einem bestimmten Feld zurückschauen zu können. Für mich liegt aber gerade darin das Schöne und Aufregende: kein Tag ist gleich, er ist voller Überraschungen. Dabei brauche ich natürlich auch ein hohes Maß an Vertrauen auf Gottes Hilfe. Bei aller Begrenztheit denke ich mir manchmal: „Auch er muss dafür sorgen, dass es seiner Kirche gut geht“.

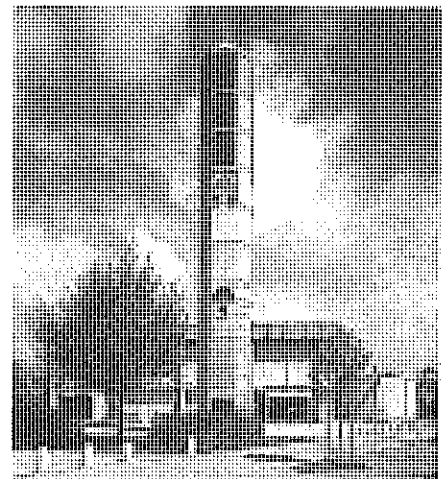
Bereits mit 10 Jahren wollte ich Pfarrer werden. Der Anstoß kam aus mir selbst. Im Zeugnis stand immer Ähnliches wie: Ein stiller Schüler, er erfüllte seine Aufgaben. Nun, besonders gut war ich nie, aber Steigerungen waren

dadurch möglich.

Nach meinem Theologie- und Philosophiestudium und dem in Erwachsenenpädagogik in München war ich vor der Priesterweihe 1978 an einem Pilotprojekt von sonntäglichen Gottesdiensten im Fernsehen beteiligt, nahm den ganzen Sonntag über die Anrufe entgegen und merkte, wie eine Telefonleitung über die Sprache Gefühle überträgt. Und: ich bekam ein Gespür für genau 45 Minuten Gottesdienstzeit. Ein gelungenes Projekt. Ca. 700.000 oft an das Haus gebundene Menschen feierten am Bildschirm mit, wie mir vor kurzem ein Pfarrer aus Sylt bei einer Tagung berichtete, der selbst erst eine Übertragung aus seiner Kirche hatte.

1969 war mein Abitur. Von den wilden 60er Jahren war erst beim Studium etwas zu spüren, wenn etwa kommunistisch orientierte Tutoren in Soziologie Seminare abhielten oder sich eine Demonstration gegen das spanische Franco-Regime richtete, die Auferstehung Jesu Christi als ein Weiterleben seines Gedankenguts gedeutet wurde.

Eine vielschichtige Vergangenheit, besonders ihre Vielfalt und ihre Herausforderungen haben mich geprägt. Dazu gehören insbesondere auch das Knabenseminar und das Dom-Gymnasium mit ihrem Lehrkörper. Ich hatte zumindest immer den Eindruck, dass unsere Klasse immer besonders gute Lehrer bekommen hat. Ich glaube, das ist auch mir bekommen.



Alois Ebersberger  
Abiturjahrgang 1969

# Interview mit Prälat Prof. Max Eham, ehemals Domkapellmeister in Freising



Fast die Hälfte des vorigen Jahrhunderts war Max Eham mit dem Freisinger Domberg eng verbunden. Wir beide, Richard Kneißl und Norbert Regul, Dom-Gymnasiasten und Knabenseminaristen während der Fünfzigerjahre, durften ihn eine Wegstrecke in Freising begleiten und wurden von ihm im musikalischen Bereich, wie so viele andere, entscheidend geprägt. Für ein Interview im Dom-Spiegel suchten wir unseren verehrten Musikmentor zu einem Gespräch in seiner Münchner Wohnung in unmittelbarer Nähe des Domes auf.

*R: In unserer Freisinger Zeit als Schüler und Sänger des Knabenchors im Erzbischöflichen Knabenseminar haben wir sie immer mit „Herr Domkapellmeister“ angeredet.*

*K: Heute sind wir uns nicht mehr so sicher, ob diese Anrede noch korrekt ist, nachdem Sie ja inzwischen auch die Titel „Professor“ und „Prälat“ tragen. Welche Anrede wäre Ihnen am liebsten?*

*E: Das ist mir nicht so wichtig; bleibt ruhig beim „Domkapellmeister“.*

*R: Unser dreier Lebenslinien, so wie wir heute in Ihrem Münchener Zuhause sitzen, haben sich ein knappes Jahrzehnt, von 1950 bis 1959, berührt. Ihre Freisinger Zeit war ungleich länger. Können Sie uns bitte von Ihren Anfän-*

*gen in Freising etwas erzählen?*

*E: Das ist weit weg! - Im Jahre 1926 bin ich ins Knabenseminar nach Freising gekommen. Das war vorher schon etwas gesteuert worden von meinem Heimatpfarrer in Parsberg bei Miesbach. Da war ich nämlich schon ein Jahr vorher den Kaplänen in Miesbach anvertraut worden. Bei denen erhielt ich ein ganzes Jahr Lateinunterricht, und zwar einen sehr guten. Dann ging's nach Freising, wo ich gleich in die zweite Klasse des Dom-Gymnasiums kam.*

*K: Können Sie uns, Herr Domkapellmeister etwas über Ihre Herkunft und Ihre Volksschulzeit erzählen, was uns als ehemalige Schulmeister besonders interessiert.*

*E: Ich stamme aus Bergham bei Miesbach, und zwar aus dem Schöpferhof, wo ich 1915 als Jüngstes von zwölf Geschwistern geboren wurde. Ich war immer nur der „Schöpfermaxl“ von Bergham und werde auch heute noch von den älteren Leuten so angeredet, wenn ich nach Hause komme. - Und die Volksschulzeit: da war ich die ersten zwei Jahre bei der Frau Steindl, einer sehr strammen Lehrerin, aber die hat uns schon was beigebracht; später beim Hauptlehrer Plötzl. - Dann bin ich ja nach Freising gekommen.*

*R: Dort wohnten Sie im Knabenseminar?*

*E: Bis dahin war das Freisinger Kna-*

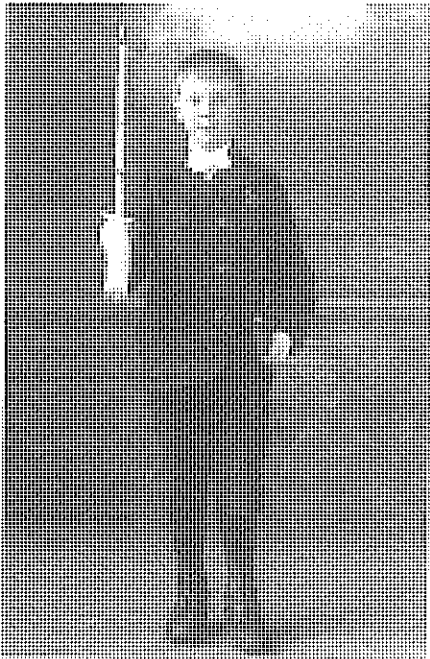
*benseminar nur für die letzten vier Gymnasialklassen bestimmt gewesen. Die kamen aus dem Scheyerner Seminar dahin. Unser Kurs –so etwa dreißig – waren die ersten „pueri“, die nach Freising kamen und zwar in die zweite Klasse. Das war damals etwas Besonderes.*

*K: Haben Sie damals im Dom-Gymnasium oder im Seminar bereits Musikinstrumente gelernt?*

*E: Ja, ich habe von zuhause eine Geige mitgebracht. - Wir waren eine musikalische Familie: Meine älteren Geschwister waren alle musikalisch. Meine Mutter hat im Parsberger Kirchenchor Alt gesungen. Ich selber hatte schon bei dem Religionslehrer Kellerer in Miesbach Geigenunterricht erhalten. In Freising habe ich dann beim damals schon sehr alten Musiklehrer Lorenz Schmid weiter Geige gelernt. Übrigens, da erinnere ich mich an eine Visitation beim Musiklehrer Schmid, auch deshalb, weil ich vom Visitator gelobt wurde, dass ich so rein Geige spielte. - Na ja, vielleicht hat's meinem Lehrer bei der Visitation geholfen. Im Knabenseminar lernte ich bei der Klavierlehrerin Fräulein Therese Maier Klavier spielen. Ab der vierten Klasse habe ich dann bei unserem damaligen Musikpräfekten Roßberger Orgelunterricht erhalten. Ich weiß das Datum meiner ersten Orgelstunde heute noch: es war der 14. Mai 1928 - ein entscheidender Tag für mich! Später kamen als weitere Instrumente noch Flöte und Horn dazu. Ich*



Der „Schöpfermaxl“ inmitten seiner Familie 1917/18  
(vor dem Vater vorne Mitte)



**Erstkommunikant Max Eham  
1925**

saß auch bald im Seminarorchester als erster Geiger am ersten Pult und war dort auch später erster Flötist. – Ich hab' sogar noch ein Foto davon. Zur Flöte fällt mir noch eine Geschichte ein: Der Geistliche Rat Abele, unser Seminardirektor nahm mich damals auf die Seite: „Also Max, zu Weihnachten bekommst du eine schöne neue Flöte.“ – Die alte klapprige Flöte war ein Geschenk vom alten Hofapothecker Fellerer gewesen. – Also Weihnachten kam, aber - keine Flöte! Meine Enttäuschung war groß. Ich hatte zwar an Lichtmess allweil noch im Stillen drauf gehofft, aber als Bub hab' ich mich halt dann nichts mehr zu sagen getraut. Ja, so ging's damals eben.

*R: Herr Domkapellmeister, haben Sie am Dom-Gymnasium außer Musik noch ein anderes Lieblingsfach gehabt?*

**E:** (ohne zu zögern und überaus bestimmt) Nein!

*K: Fallen Ihnen noch ein paar Namen Ihrer ehemaligen Lehrer am Dom-Gymnasium ein?*

**E:** Ein Professor Wiedemann, mit dessen Namen sich heute noch bei mir ein gewisser Horror verbindet, so wie es in dem schönen Liede heißt: Die Teufelskunst Mathematik... ist nie mein Fach gewesen ...! Dann hatten wir in den oberen Klassen einen Professor Härtl. – Unser damaliger Oberstudiendirektor war der Lindmeyr, den haben wir gefürchtet. Ich weiß heute noch: An einem Faschingsdienstag haben wir etwas Gaudi gemacht. Einer von uns hat einen alten Zylinder aufgehobt, als wir vom Knabenseminar herübergekomm-

men sind. Am Gymnasiumseingang stand schon der Oberstudiendirektor. Das verhiess nichts Gutes. Am Nachmittag – wir hatten damals auch nachmittags Unterricht – ging er durch alle Klassen und erschien auch bei uns. „Wo ist dieser Zylinder?“ brüllte er. Der Delinquent stotterte: „Den hab ich da in die Kohlenkiste“ .... „Da gehörst du jetzt auch hinein!“ polterte unser „Rax“.

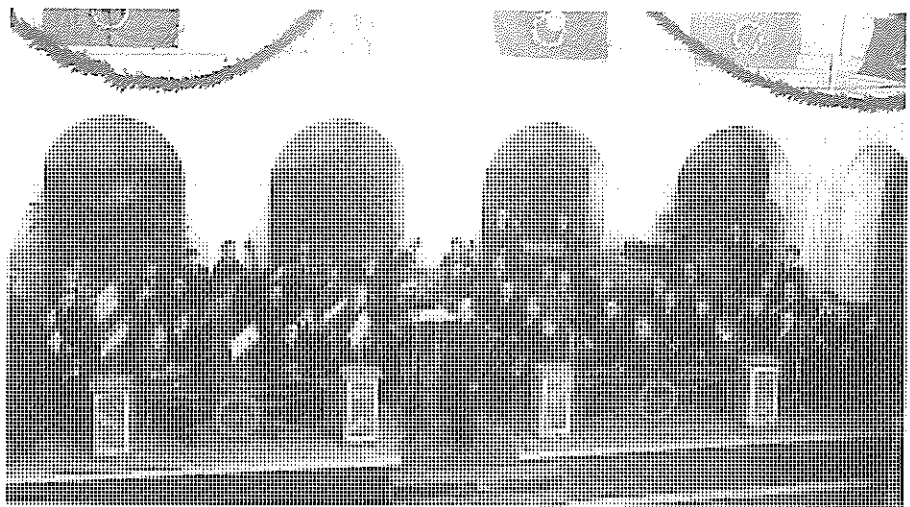
*R: Wir haben Sie später, Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, im „Kraut“, unserem Knabenseminar, als Musiklehrer, Chorleiter, Harmonielehre- und Orgellehrer erlebt. Wie sind Sie eigentlich selbst zu dieser Aufgabe in Freising gekommen?*

**E:** Nach meinem Abitur im Jahre 1934 kam während meiner weiteren Freisinger Studienzeit zu Studienprofessor Michael Dachs, damals schon eine Art prominente Freisinger Persönlichkeit, und studierte bei ihm als sein letzter Privatschüler Kontrapunkt und Harmonielehre, über die er gerade sein berühmtes Lehrbuch geschrieben hatte. – 1939 erhielt ich die Priesterweihe. – Wir waren damals fünfzig Primizianten! – Danach gab es in meinem Leben eine folgenreiche Wende. Das kam so: Nach meiner Primiz wurde ich auf oberhirtliche Weisung als Koadjutor nach Schliersee geschickt. Na ja, dachte ich mir, das lässt sich ja ganz gut an. In meiner Begeisterung bin ich gleich dorthin umgezogen mit meinen Möbeln;

nach Freising; dort war ich für meine Begriffe bereits lange genug gewesen. In meiner ganzen Naivität – damals konnte man es vielleicht noch sein – ersuchte ich sofort um Audienz beim Generalvikar Buchwieser. Bei der Schilderung meines Unbills wegen der plötzlichen neuerlichen Versetzung hab' ich gleichsam als letzten Trumpf angeführt, dass ich schon meine ganzen Möbel und das Klavier in Schliersee hätte. Buchwieser: „Was, Sie haben schon Möbel? – Das gab's aber zu meiner Zeit noch nicht. – Grüß Gott!“ Damit war ich entlassen.

*K: Sie haben sich dann auch noch einer weiteren musikalische Hochschul- ausbildung unterzogen.*

**E:** Das habe ich immer schon im Sinn gehabt, nach meinem Theologiestudium und der Priesterweihe Kirchenmusik zu studieren. Das Ganze war allerdings etwas überschattet durch den Krieg und schaute dann so aus: Ich hatte ja Präfektendienst im Seminar. Das Seminargebäude selbst war damals Kriegslazarett; wir hielten mit unseren Buben und jungen Leuten zerstreut in Nebengebäuden sowie im Leosaal unterhalb des Dombergs einen Notbetrieb aufrecht. Ich fuhr an zwei Tagen in der Woche mit dem Zug nach München zum Studieren. Das waren vollgestopfte und strapaziöse Studientage an der Staatlichen Akademie für Tonkunst: Komposition bei Professor



**Orchesteraufführung im Lichthof des Knabenseminars 1929/30, Max Eham ganz links an der 1. Flöte**

sogar mein Klavier habe ich mitgenommen. Nach vier Wochen ist der Geistliche Rat Rudolf Brunner aus Freising mit dem Auto angefahren gekommen – in einer ganz dringlichen Sache: Ich müsste umgehend nach Freising, um die Nachfolge des plötzlich ausgeschiedenen Musikpräfekten Radecker am dortigen Knabenseminar zu übernehmen, hieß es. Ich wollte aber aus dem schönen Schliersee nicht wieder

Joseph Haas, Kirchenmusikgeschichte bei Prof. Berberich, Orgel bei Prof. Gatscher... Einige Vorlesungen konnte ich gar nicht mehr unterbringen, weil ich ja abends wieder mit dem Zug nach Freising musste zu meinen Buben. – Dank meiner früheren intensiven Studien beim alten Dachs habe ich nach nur zwei Jahren mein Musikstudium erfolgreich beenden können.





Singspiel „Ali Baba und die vierzig Räuber“ 1955  
oben Mitte: „Zehti“ Hans Zehetmair

**R:** *Machen wir jetzt einen kleinen Zeitsprung: Ein Jahr, bevor wie beide als Elfjährige nach Freising kamen, gab es für Sie dort neue Ämter und Würden.*

**E:** Der damalige Freisinger Domkapellmeister Geisenhofer war Ende der Vierzigerjahre plötzlich schwer erkrankt und 1948 verstorben. So musste ich als ausgebildeter Fachmann einspringen, war dann vertretungsweise Dom-Chordirektor und wurde schließlich, nachdem ich meine Sache offenbar zu aller Zufriedenheit gut gemacht hatte, im Jahr 1949 offiziell von Kardinal Faulhaber zum Domkapellmeister in Freising ernannt.

**R:** *In Ihrer neuen Funktion haben Sie, Herr Domkapellmeister, neben Ihrem Hauptdienst als Leiter der Kirchenmusik am Freisinger Dom auch noch bei uns im Knabenseminar als Musiklehrer und Leiter des Knabenchores gewirkt, wo wir beide meist nebeneinander stehend im Alt gesungen haben.*

**K:** *Ich kann mich da noch an ein selbstgefertigtes Chorbuch erinnern.*

**E:** Das war das „Chorbüchlein des Erzbischöflichen Knabenseminars in Freising“ Da waren u.a. Chorsätze drin, die ich bereits im Krieg selber gemacht hatte. – Später ist es dann auch irgendwo im Rheinland gedruckt worden.

**K:** *Sie haben, wie wir gerade gehört haben, eigentlich schon recht früh mit dem Komponieren begonnen, mit Schwerpunkt geistliche Musik?*

**E:** Das ist richtig. – In diesem Zusammenhang spielt natürlich die damalige

Entwicklung der Kirchenmusik eine Rolle. Unter Kardinal Faulhaber hatte man z.B. das Korbiniansfest stets mit einer großen Orchestermesse, etwa von Haydn, Mozart ...

**R:** *Oder mit Ihrer großen „Haec-dies-Messe“.*

**E:** ... gefeiert. Später, so etwa ab 1958, hieß es auf einmal, Kardinal Wendel wünscht, dass das Korbiniansfest anders gefeiert werden solle, und zwar mit einem mehrstimmigen Proprium und dazu das Ordinarium, also die festen Messteile, mit reinem Volksgesang. – Das war ein schwerer Einschnitt für uns Kirchenmusiker und auch für die

Chorsänger, wenn sie jetzt auf einmal keine festlichen lateinischen Messen mehr singen durften. Damit war natürlich ein Stück kirchenmusikalischen Glanzes weg.

**R:** *Für mich war es immer großartiges Erlebnis, als damaliger Sängerknabe in einem langen Zug bei der Priesterweihe oder am Korbiniansfest in den Dom einziehen zu dürfen, wo wir dann – sicher insgesamt mehr als hundert Sänger mit den Männerstimmen des Klerikalseminars - unter Ihrer Leitung eine festliche Vesper sangen.*

**E:** Das Festliche in der Kirchenmusik, auch in meiner selber komponierten, das war immer eines meiner wichtigsten Stilelemente – und ist es bis heute geblieben.

**K:** *Als Organist habe ich auch von Ihnen komponierte Musik gespielt. Ich erinnere mich an „Festliche Orgelnachspiele zu Kirchenliedern“, rot gebundene Orgelhefte, drei oder fünf Bände, die beim Opus-Verlag erschienen sind.*

**R:** *Ihre meisten übrigen Kirchenmusikwerke sind, das weiß ich auch als Chorleiter, jedoch woanders erschienen.*

**E:** Das war beim Copenrath-Musikverlag. Da war man als Autor gut aufgehoben.

**K:** *Ein weiterer Aufgabenbereich für Sie in Freising war der Gregorianische Choral - im Priesterseminar und bei uns im Knabenseminar. Schon als Buben durften wir im Dom vorne bei der Chorschola mitsingen, mit dem dicken*



Singspielszene aus „Der Fastnachtsteufel“ (Placidus von Camerloher) 1958  
Eham, Mittermeier Jak., Regul, Maier Alfred, Bacher





Fasching im Knabenseminar 1959

„Liber usualis“ in der Hand.

**E:** Da war auch der Anneser Sebastian dabei! – Ich habe aber hinten auf dem Musikchor immer gebangt, dass bei euch da vorne alles gut geht.

**R:** Von der hehren Kirchenmusik möchten wir aber schließlich noch auf äußerst lustige gemeinsame Musikerlebnisse im Knabenseminar umschwenken. Sie waren ja auch unser Theaterdirektor bei den aufwändigen Singspielen zu Fasching und bei Elterntagen.

**E:** Ach ja, da war doch das „Zauberwort“ mit der unvergessenen Solostelle „Uhu, Uhu ...“ Das war übrigens Original Rheinberger!

**K:** Im damaligen Theaterprogramm von 1955 steht: „Ali Baba und die vierzig Räuber“ und unter „Die Spieler“ findet sich auch ein gewisser „Zehetmaier, 8. Klasse“ – unser jetziger Wissenschaftsminister.

**R:** Das war der grimmigste der vierzig Räuber, der böse Hakim! – Ich habe noch ein Foto von der damaligen Schauspielertruppe.

**K:** Aus dem Jahr 1958 stammte „Der Fastnachtsteufel – ein heiteres Spiel aus Freising's fürstbischöflicher Zeit von Max Eham“. – Da haben Sie ja praktisch einen Ihrer Vorgänger als „capellmeister“ wiederbelebt: Placidus von Camerloher. – Wir haben übrigens damals auch im Rahmen der seriösen Wiederbelebung eine Messe von Camerloher im Dom aufgeführt.

**E:** Die Namen für dieses Spiel, das wirklich ganz von mir stammt, habe ich aus der Camerloherzeit genommen: Anastasius Hündl, Hofbassist, weiß ich noch, oder den Joseph Andretter. Dessen Namen habe ich auch deshalb genommen, weil es der Geburtsname meiner Mutter war.

**R:** Die Besetzungsliste für dieses Spiel liest sich wie die Klassenliste des damaligen 8. Jahrgangs und des heutigen „Who is who-Verzeichnisses“: Fürstbischof von Freising: Anneser – na ja, Bischof ist er heute noch nicht ganz,

aber immerhin Domkapitular und Finanzchef der Erzdiözese! – weiter: Schneider, Klarer, König, Bacher als besagter Hofbassist Hündl, Regul, Mairer Alfred, Drexl, Mittermaier Jakob, der spätere Landtagsabgeordnete ...

**E:** Zu meiner Bubenzeit haben wir im Lichthof des Knabenseminars sogar „Julius Caesar“ gespielt. – Und wie s' den Caesar umgebracht haben, da haben wir von den Arkaden des zweiten Stocks herab mit den Streichern „Ases Tod“ von Edvard Grieg gespielt. – Das war ausgesprochen feierlich und eindrucksvoll damals.



Max Eham als Pendler auf dem Freisinger Bahnhof 1969

**K:** Haben Sie bei Ihrer Musik oder beim Komponieren Leitbilder gehabt?

**E:** Ja, zum Beispiel Rheinberger war schon ein gewisses Vorbild für mich. Schon frühzeitig kennengelernt hatte ich seine grandiose Es-Dur-Doppelchor-Messe, eine überaus eindringliche und festliche Komposition, die mich stark angesprochen hat. Ich habe nach einiger Zeit auch eine Doppelchor-Messe komponiert, natürlich etwas moderner in der Auffassung. Wir können uns zum Schluss unseres Gesprächs ein Stück aus dieser meiner Messe „Tibi laus, tibi gloria“ auf Band anhören. – Sie wird übrigens gerade von den Regensburger Domspatzen für eine CD produziert.

**R:** Für uns und das interessierte Freisinger Publikum gab es unter Ihrer Leitung im Lauf Ihrer Freisinger Jahre eindrucksvolle musikalische Aufführungen.

**E:** Ich erinnere mich an das Pergolesi-Stabat mater in der Benediktuskirche oder das schöne Stabat mater in g-moll

von Josef Rheinberger. Weil im Chorraum des Freisinger Domes keine Orgel zur Verfügung war, habe ich damals einen Bläusersatz dazugeschrieben. Das war schon eine wunderschöne Musik, so das „Eja mater fons amoris“ im Sechsvierteltakt.

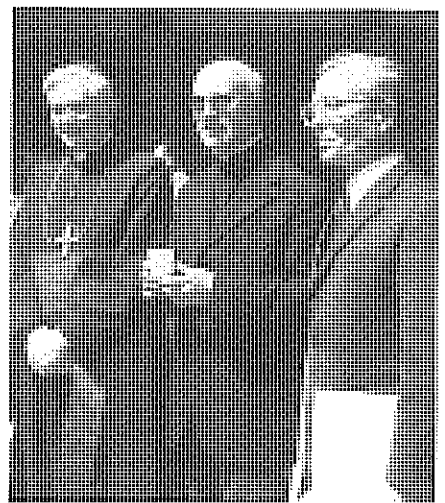
An eine Aufführung des Mozartrequiems kann ich mich noch erinnern, zu welcher der Posaunist aus München wegen eines Verkehrsunfalls oder so was ganz knapp vor seinem Solo-Auftritt des „Tuba mirum“ atemlos erschienen ist. Da hat man als Dirigent schon ganz schön „Blut geschwitzt“!

**K:** Ich durfte Sie ja als Orgelspieler die weitere Zeit nach unserem Abitur im Jahr 1959 in Freising noch musikalisch weiterbegleiten bis in Ihre Münchener Zeit. Diese begann ...

**E:** Im Jahr 1969 wurde ich als Domkapellmeister an die Münchner Liebfrauenkirche berufen. Ich bin aber noch sechzehn Monate zwischen München und Freising hin- und hergefahren, wie es ein Foto aus dieser Zeit dokumentiert. Die Dienstwohnung in München war nämlich noch belegt.

**R:** Wie ging es Ihnen an der Münchener Bischofskirche?

**E:** Da spielte natürlich die schon einmal angesprochene liturgische Neuorientierung eine große Rolle. In München als Bischofsitz musste man naturgemäß genau schauen, dass man da nicht hinten bleibt, und so ist man lieber etwas stürmischer vorwärts gegangen. Weihbischof Tewes musste als Verantwortlicher dafür sorgen, dass die Liturgiereform des II. Vaticanums erfüllt wurde. – Einmal habe ich am Allerheiligentag die Camerloher-Messe in A aufgeführt. – Das hätte ich lieber bleiben lassen sollen. Diese lateinische Messe war Tewes gar nicht recht; sie war ihm schon



In Rom mit Kardinal Ratzinger und Domparfarrer Hillreiner 1979

von zuhause aus viel zu lang. – Er hat's überstanden. – Der Übergang zur Volkssprache, auch in der Kirchenmusik, hat uns Kirchenmusikern schon zu schaffen gemacht. Im wahrsten Sinne des Wortes musste unendlich viel Neues geschaffen werden. Mein damaliger Chef, der Dompfarrer Abenthum hat immer gesagt, wenn ein größeres Fest



**Auf der Chorempore des Münchener Domes 1985**

bevorstand: „Jetzt bräuchten wir wieder eine schöne deutsche Vesper.“ Und da habe ich mich halt drangemacht und viele, viele Noten geschrieben.

*K: Neben dem Kirchendienst am Dom wuchsen Ihnen in München noch weitere Aufgabenbereiche zu.*

*E: Ich war an der Münchener Hochschule Kirchenmusikdozent, später – 1975 – hatte ich dort eine Honorarprofessur.*

*R: Sie haben während Ihres Dienstes als Domkapellmeister bereits in Freising und besonders in München die höchsten geistlichen Würdenträger erlebt, die Kardinäle Faulhaber, Wendel, Döpfner, Ratzinger, Wetter ...*

*E: Da gäb's viel zu erzählen. Vor Augen steht mir heute noch ein Papstbesuch, ich glaube, es war 1980. Wir hatten im Dom lange auf das Eintreffen des Heiligen Vaters gewartet. Als er*

dann unten in den Dom einzog und ich oben auf der Chorempore den Taktstock zum Choreinsatz erhob, da dachte ich mir: das hättest du dir als kleiner Bub auch nicht träumen lassen, dass du einmal für den Papst das „Tu es Petrus“ im Münchener Dom dirigieren würdest.

*R: Sie wohnen auch nach Ihrem Eintritt in den Ruhestand im Jahr 1990 weiterhin im Schatten der Domtürme. Es scheint aber eher ein „Unruhestand“ für Sie zu sein.*

*E: Wir haben im Dom jeden Tag eine sogenannte Volksvesper um halb fünf nachmittags. Da haben's mich halt lang gebettelt damals, das zu machen. Das ist meine tägliche „geistliche Fußfessel“ – da muss ich eben jeden Tag da sein. Das wöchentliche Donnerstagsamt am Abend, getragen von der Herz-Mariä-Bruderschaft, einer alten Stiftung, das gestalte ich mit meinem Asam-Singkreis, mit dem wir auch bisweilen woanders singen. – Und die Post der Dompfarrei, die ja hier im Hause das Büro hat, bringe ich täglich ins Ordinariat und umgekehrt, – aber das ist ja ein gesunder Spaziergang. – Eine Orgelverpflichtung habe ich überdies auch noch: Seit meinem Ruhestand verseehe ich den Orgeldienst am Sonntagabend und an Festtagen im Klinikum rechts der Isar.*

*K: In Ihrer Dienstwohnung hier im vierten Stock leben Sie heute ganz selbstständig. Haben Sie eine Hilfe?*

*E: Ich habe eine gute Zugeherin. Die kommt jeden Dienstag, blickt scharf und greift dann zupackend durch. Zum Essen gehe ich meistens in die Polizeikantine in der Ettstraße. Dahin kommen viele von meiner Couleur, Ordinariatsleute usw. Ich hab' da meinen eigenen Ausweis. – Früher haben noch zwei leibliche Schwestern bei mir gewohnt; die ältere ist 1978 gestorben, die Babet war bis etwa 1990/91 bei mir. – Jetzt sind wir nur noch zwei von zwölf Geschwistern, mein Bruder Lenz in Vagen und ich.*

*R: Aber die Musik bleibt in der Familie?*

*E: Die bleibt schon, gewiss. Von den Neffen spielt der Klaus sehr gut Flügelhorn, früher auch Trompete; der Hans*

ist Klarinettist ...

*R: Ein anderer Neffe, Markus Eham, ist als Kirchenmusiker tätig und hat auch einen Lehrauftrag an der Uni Eichstätt.*

*K: Komponieren Sie noch?*

*E: Ja, selbstverständlich, was so gebraucht wird für meinen jetzigen Dienst. Für das Donnerstagsamt habe ich in den letzten Jahren dreizehn Kurzmesen geschrieben, und es ist nicht ausgeschlossen, dass noch eine vierzehnte entsteht.*

*K: Herr Domkapellmeister, im letzten Monat haben Sie Ihren 87. Geburtstag gefeiert. – Was wünschen Sie sich?*

*E: Das kann man sich wohl denken: Gesundheit vor allem.*

*R: Und wir wünschen Ihnen „ad multos annos“ im Dienste Gottes und der Frau Musica! Lieber Herr Domkapellmeister, Professor, Prälat, herzlichen Dank für dieses Gespräch.*



**Max Eham am Flügel in seiner Münchener Wohnung mit Norbert Regul und Richard Kneißl März 2002**

*Richard Kneißl,  
Norbert Regul*

# Freising treu geblieben

## Interview mit Prälat Dr. Friedrich Fahr

*Herr Prälat, haben Sie als Kind Pfarrer gespielt?*

Nein!

*Welche Rolle hat das Elternhaus für Ihre priesterliche Laufbahn gespielt?*

Meine beiden Eltern waren rechtschaffene katholische Christen. Sie sind regelmäßig am Sonntag in die heilige Messe gegangen. So war es auch für uns drei Kinder eine Selbstverständlichkeit. Beeindruckt war ich als junger Mensch von unserem Pfarrer, der ein sehr menschenfreundlicher, väterlicher Mann war. Dann gab es in Miesbach einen jungen Priester, der aus der Gemeinde hervorgegangen war; wir hatten 1941 im Krieg seine Primiz. Da waren auch eine Reihe Studenten der Theologie, unter anderem einer, der noch im Krieg war. So war der Weg vorgezeichnet, wobei der alte Stadtpfarrer Johann Ev. Trasberger bei der Wahl zwischen Traunstein und Freising, Freising entschieden bevorzugt hat. Für die eigentliche Berufsentscheidung hat er von Anfang an betont, dass sie frei sein müsse.

*Haben Sie damals die Entscheidung fürs Knabenseminar als direkten Weg zum Priestertum empfunden?*

Ich hatte schon den Eindruck, dass mit der Entscheidung fürs Seminar, was ja ein anderer Weg war als die Oberschule, die es in Miesbach gab, mein Lebensweg in Richtung Priestertum führte. Aber ich war als junger Mensch dankbar für die entschiedene Option für die Freiheit, auf die übrigens auch mein Vater größten Wert legte. Es war keinerlei Festlegung, die einen Zwang bedeutet hätte, aber das Ziel war klar. Das war ja mitten im Krieg, 1943, und der Eindruck des Unrechregimes, den wir schon als Kinder hatten, der hat die Option in den priesterlichen Dienst zu treten auch verstärkt.

*Sind da noch Ereignisse in Erinnerung?*

Also ich kann da zwei Ereignisse deutlich schildern. Ich habe einmal im Winter in Miesbach gesehen, wie Leute aus dem KZ barfuß einen Lastwagen die Straße hinaufschoben. Und dann, gelegentlich einer Wanderung von Bayrischzell nach Oberaudorf, stieß ich nochmals auf solche Gefangene. Es war am 22. Juni 1941, dem Beginn des Russlandfeldkrieges. Die Sudelfeldstraße war im Bau. Der Wachposten



befahl einem gleich weiterzugehen und nicht stehen zu bleiben. Die Gefangenen waren in Sträflingskleidung mit dem roten Dreieck der politischen Häftlinge. Es war offenbar ein Außenlager. Mir Neunjährigem war klar, das es das war, was man sonst „Dachau“ nannte. Vor allem hat auf mich auch Einfluss genommen, dass in Miesbach Sanitätssoldaten stationiert waren. Da waren alle Schulen und alle Wirtshäuser belegt. Es war ein großer Standort. Zu den Sanitätern waren viele Priester eingezogen. Wir hatten zeitweise 70 bis 80 Priester in Miesbach, z.B. alle Mönche von St. Ottilien. Das war für mich der hautnahe Krieg.

*Wie war es nun in Freising?*

Wir waren 1943 erstaunlicherweise 34, die im Knabenseminar angefangen haben. Vorher meinte man schon, das Seminar sterbe aus. Das Seminar war nicht in seinem Haus, weil dies als Lazarett für Kriegsgefangene, zumeist als Flieger abgeschossene Engländer und Franzosen, beschlagnahmt worden war, sondern befand sich in Nebenhäusern. Die Schule hieß nicht mehr Gymnasium, sondern „Oberschule für Jungen“.

*Wer und was hat Sie auf der Schule und im Seminar geprägt?*

Wir hatten einen ausgezeichneten Seminaradministrator, den späteren Oberstudienrat Rudolf Bruner, der sehr musisch veranlagt war, begeistern und Feste feiern konnte. Als Präfekten hatten wir den späteren Domkapellmeister Max Eham. Nächtens sahen wir vom

Domberg aus den Widerschein der Bombardements auf München. Im zweiten Schuljahr war dann nach dem ersten Trimester Schluss mit der Schule. Nach Kriegsende wurde am 15. November 1945, dem Marinus- und Anianus-Tag, der Unterricht in Freising wieder eröffnet. Man war froh, dass die Chaoszeit zu Ende war. Natürlich gab es zunächst keine Schulbücher, da die alten alle verschwinden mussten. Alles war mitzuschreiben. Aber es war eine wirkliche Entspannung trotz der Trümmer. Das Knabenseminar fing im Pallottinerkloster an, denn dies war von der Diözese gekauft worden. Dann wurde aber das Knabenseminar am Domberg schnell frei, musste aber zuvor enteignet werden. Die Schwestern waren Gott sei Dank dageblieben, da sie im Lazarett kochen mussten.

In der Schule war die Herstellung des Normalen gar nicht so leicht, weil das Lehrprogramm der Oberschule gymnasialfeindlich war, z.B. bei der Sprachenfolge, denn wir hatten erst im dritten Jahr Latein. Die Schule war achtklassig. Der Witz lag dann darin, dass wir während des Abiturs 1951 von der 8. zur 9. Klasse befördert wurden. Die Lehrer, die zur Verfügung standen, die z. T. reaktiviert wurden, haben ihr Bestes gegeben. Es gab hervorragend motivierte Lehrer. Ich nenne Ludwig Maier in Deutsch und Geschichte, in Englisch Frau Antonie Goldhofer, damals noch „Miss“ Haller, und Dr. Gottfried Weiß, Rudolf Bruner in Religion, Jakob Diepolder in Mathematik, Johann Bäumel in Kunsterziehung, Georg Klimm in Musik, Dr. Friedrich Nikol in Mathematik und Physik, aber auch Oberstudienrat August Poellinger, der uns seine eigenständige bayerische Weltsicht vermittelt hat. Vor allem in Geschichte war er unübertroffen plastisch.

Im Seminar wurde Rudolf Bruner als Direktor von Adalbert Stadlhuber abgelöst. Er war anderer Wesensart, nicht so musisch eingestellt, aber dafür war Max Eham geblieben. Präfekt war auch Valentin Niedermaier. Sie alle strahlten eine bunte weite Liebesswürdigkeit aus. Gekennzeichnet war die Zeit von einer gewissen äußeren Ärmlichkeit, denn die Nachkriegszeit war in gewisser Hinsicht schlimmer als die eigentliche Kriegszeit, jedenfalls bis 1948, als mit der Währungsreform die Wende kam. Freising hat sich mühselig erholt. Es kam zum Ausbau des Asamsaals, der ja vorher Turnhalle war. Dort habe ich erste Konzerte miterlebt. Dann war da noch das „Colosseum“ für Feierlichkeiten, auch die Schlussfeiern der

Schule. Es war damals „der“ Saal in der Stadt. Man war damals bescheiden und dankbar für das, was man hatte.

*Hat man damals auch innerlich rebelliert gegen die Ordnung von Schule und Seminar?*

An das hat man nicht gedacht. Zuerst war man schon dankbar, dass man ein ordentliches Essen hatte. Das war damals gar nicht selbstverständlich. Es ging damals allen gleich. Es war eine Zeit, wo es kaum Bücher gab. Jedes Buch, das man sich erobert hatte, war ein Geschenk. Von Aufstand à la 68 keine Spur.

*Wie kommt man nach dem Abitur zum Studium in Rom?*

Das war ein Angebot. Für mich kam es umso überraschender, als ich 1950 im Heiligen Jahr bei den ersten Fahrten nach Rom nicht mitfahren konnte, weil meine Eltern damals in Miesbach ein Haus bauten. Da hieß es, alle Mann an Bord und jede Mark fürs Haus. Im Spätherbst, vor meinem Abitur, erhielt ich dann das Angebot zum Studium in Rom. Der Hintergrund war, dass man im Germanicum ein oder zwei Jahre keinerlei Bayern aufgenommen hatte. Die bayerischen Bischöfe hatten dagegen protestiert, und so musste der Rektor des Germanicum an jeden bayerischen Bischof ein Angebot machen. Und jede bayerische Diözese hat sich bemüht einen Studenten vorzuschlagen. So kam es, dass in meinem Anfangssemester im Oktober 1951 wir im Germanicum eine ganz gehörige Portion Bayern hatten, aber natürlich auch Studenten aus anderen Diözesen. Das Collegium Germanicum ist eine päpstliche Stiftung, die 1952 400 Jahre alt war. Wer da hinein kam, der hatte damit ein Stipendium. Ich wusste nicht, was mich erwartete, aber ich habe es unter der Überschrift angenommen: Wenn es andere konnten, dann kann ich es auch. Und ich habe es nicht bereut.

*Welche Spuren hat der Romaufenthalt bei Ihnen hinterlassen?*

Damals war es wirklich ein doppeltes Geschenk, weil man aus dem kriegszerstörten Deutschland hinaus kam. Es gab noch Schwierigkeiten mit den Visa usw., aber man erlebte auf einmal, dass es eine friedliche Welt ohne Zerstörung gab. Rom war nicht zerstört worden. Man erlebte allein im Haus, im Germanicum, schon mehrere Nationen. Da waren die Deutschen, die Österreicher, die Schweizer, die Luxemburger, die Südtiroler und ein paar Ungarn und Kroaten und Slowenen. Poellingers „Heiliges Römisches Reich deutscher

Nation“ erlebte man hier hautnah. Der geistige Austausch war ungeheuer interessant. Auch die Information wurde schlagartig weit. An der Gregoriana, der päpstlichen Universität, selber waren an die 50 Nationen. Alle Erdteile waren vertreten. Die Vorlesungen waren zunächst eine Zumutung, da sie in Latein gehalten wurden. Da musste man sich halt durchbeißen. Insgesamt habe ich den Romaufenthalt als ein großes Geschenk empfunden und eine ungeheure Bereicherung, ganz abgesehen von der Stadt Rom selbst, mit der ich mich immer mehr vertraut machen konnte.

*Welche Persönlichkeiten verbinden Sie mit Ihrem Romaufenthalt?*

Da war natürlich an erster Stelle, die überragende Gestalt von Papst Pius XII., der ein Freund der Deutschen war. Er hatte in seiner nächsten Nähe drei deutsche Jesuiten, den P. Robert Leiber als Sekretär, den P. Gustav Gundlach, der ihm die großen gesellschaftlichen Ansprachen verfasst hat und P. Augustin Bea, der später Kardinal wurde. Es gab damals manche, die darüber die Nase hochgezogen haben. Aber jeder Papst hat eben seinen Stil. Wir merkten jedenfalls, dass er uns sehr wohlgesonnen war. Es gab aber Nationen, die uns noch scheel angeschaut haben. Doch unter dem Oberbegriff, wir sind alle katholisch, wir sind alle gleich, sind wir, die wir aus Nationen kamen, die ehemals Kriegsgegner waren, miteinander doch gut ausgekommen.

Es waren auch einige politische Ereignisse, die sich mir eingeprägt haben. Die Unterzeichnung der berühmten Römischen Verträge 1955 habe ich in Rom erlebt. Natürlich war mir als Student, als die Verträge auf dem römischen Kapitol unterzeichnet wurden, nicht bewusst, dass sie zur Folge hätten, was sich jetzt mit Europa vollzieht. Ich habe auch den ganz jungen Atomminister Franz Josef Strauss in einer Vorlesung gehört, die er blendend im Auditorium maximum des Angelicums, der Hochschule der Dominikaner, gehalten hat. Dann war da Reinhard Raffalt, damals noch ein ganz junger Mann, der berühmte Rundfunkautor; der hat damals fürs Germanicum Gesänge für die Karwoche komponiert. Die großen Zeiten in Rom waren die Oster- und die Pfingstwochen, wenn die Pilgerströme nach Rom kamen. Da habe ich mich später auch als Pilgerführer beteiligt. Das war zwar anstrengend, aber hoch interessant.

*Wie war denn der Universitätsbetrieb?*

Der war ganz klassisch. Das waren meist fünf Vorlesungen vormittags. Der

Donnerstag war jedoch traditionell immer frei; das war der berühmte römische dies academicus. Die Seminare waren am Nachmittag. Studenten und Professoren kamen aus allen Nationen. Man hatte in der Regel sechs Semester Philosophie und schloss mit einer schriftlichen Arbeit das Lizenziat ab. Dann folgten acht Semester Theologie. Nach Abschluss dieser sieben Jahre habe ich bei einem Spanier, P. Juan Alfaro SJ, über einen deutschen Theologen des 19. Jahrhunderts promoviert, Matthias Joseph Scheeben. Sein Werk "Die Mysterien des Christentums" war gerade in einer Neuausgabe des Paderborner Professors Höfer erschienen. Scheeben war ein typischer Theologe des 19. Jahrhunderts, der zwischen dem historischen Zugang und dem Idealismus geschwankt hat. Er gilt als einer der großen deutschen Theologen der Zeit. Er war Kölner und selbst auch Germaniker gewesen.

Man konnte die Arbeit in einer der fünf Hauptsprachen: Italienisch, Französisch, Spanisch, Englisch und Deutsch einreichen. Der Vorlesungs- und Seminarbetrieb ging in Latein vor sich. Heute ist er Italienisch. Aber es war auch schon damals so, dass ein Professor oft lange Zitate in seiner Muttersprache einstreute. Ich denke noch daran, wie unser Philosophieprofessor René Arnou, ein Franzose, ganze Abschnitte Französisch gesprochen hat. Ich habe noch seine Vorlesung über J. P. Sartre im Ohr: OÙ allons nous? Vers nous mêmes! Das musste man schon in Kauf nehmen. Im Germanicum war es Pflicht, Italienisch zu lernen und nach einem Jahr zu können. Als Jungpriester sollte man ja auch in den Pfarreien Roms eingesetzt werden.

*Von wem wurden Sie zum Priester geweiht?*

Von meinem Kurs sind damals 12 geweiht worden. Eigentlich sollten wir vom Generalvikar von Rom Clemente Kardinal Micara, geweiht werden. (Er war 1948 als päpstlichem Legat beim Kölner Domfest in Deutschland gewesen.) In meinem Weihejahr 1957 aber war die asiatische Grippe zum ersten Mal ausgebrochen und zur Zeit der Weihe war gerade Italien von ihr betroffen. Der Kardinal und seine beiden Weibbischöfe waren auch erkrankt und so blieb nichts anderes übrig, als Leo Lommel, den Bischof von Luxemburg, der zwei Kandidaten aus seiner Diözese in meinem Weihekurs hatte, um die Weihe zu bitten. So wurde ich dann in S. Ignazio am 10. Oktober 1957 zum Priester geweiht. Bischof Lommel wiederum war Nachfolger des Hl. Willibrord, des angelsächsischen Missionars aus Nordhumbrien, der im luxemburgischen Echternach begraben liegt.

Auch da spürt man europäische Dimensionen. In Rom konnte man die Kirche als Weltkirche erleben. Das war ein Geschenk.

*Haben Sie auch den Papst aus der Nähe erlebt?*

Doch, doch. 1953 war Erzbischof Wendel gerade zum Kardinal erhoben worden. Er durfte seine Diözesanen in die Audienz bei Pius XII. mitnehmen, und so war ich sehr früh direkt beim Papst. Ich weiß noch gut, da war Bischofssekretär Defregger dabei. Dann wurde jeder vorgestellt. Bei mir hieß es: aus Miesbach, Bayern. Da sagte Pius XII.: Bayern? Oberbayern! Aus seiner Zeit als Nuntius in München wusste er also noch, wo genau Miesbach liegt. Er sprach perfekt Deutsch. Dann habe ich in Rom die Wahl und die Krönung Papst Johannes XXIII am 4. November 1958 erlebt. Bei der Krönung war ich direkt dabei. Kardinal Wendel war an der Weihezeremonie als Diakon beteiligt und ich habe ihn als sein Schleppenträger begleitet. Vier Tage nach der Krönung waren wir, Kardinal Wendel, sein Sekretär Defregger und die Münchner Studenten bei Johannes XXIII., der legerer als sein Vorgänger war und unbekümmert und mit Humor aus seinen Reminiszenzen plauderte. Sich an Defregger wendend erzählte er, wie er als Sekretär von Bischof Ra-

dini von Bergamo mit diesem bei Pius X. zur Audienz war und der Papst seinem Bischof sagte: Ecce secretarius. Secretarius a secretis dicendis. Man erlebte einen Papst hautnah. Ich meine, beide Päpste waren verehrens-würdig.

*Wie kam es dann zur Rückkehr nach Freising?*

Ich war in Rom von 1951 bis 1960, nach der Priesterweihe 1957 noch zum Promovieren. Ich hatte nie daran gedacht, nach Freising zurückzukehren. Unserem stellvertretenden Generalvikar Prälät Irschl sagte ich nach der Rückkehr: Überall hin, nur nicht nördlich von München. Als jemand aus dem Voralpenland hatte ich Sehnsucht nach den heimatischen Bergen. Am Anfang war ich zur Aushilfe eingesetzt, in München an zwei Stellen, dann in Rosenheim und in Traunstein. Und weil es in Traunstein ein Studienseminar gab und der Direktor mich gebeten hatte, dort aushilfsweise als Spiritual zu wirken, hielt man mich offenbar für Freising qualifiziert. So kam völlig überraschend im Juli 1962 die Anfrage, ob ich die Leitung des Knabenseminars auf dem Domberg übernehmen wolle. Ich hatte 48 Stunden Zeit zum Überlegen. In Freising übernahm ich ein übervolles Haus und war noch keine 30 Jahre alt. Einige meiner Präfekten waren sogar älter als ich. So war ich nach 11 Jahren

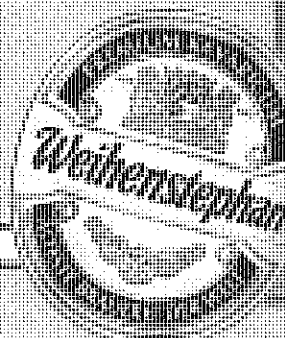
wieder da gelandet, von wo ich ausgezogen war. Damit wurde ich auch Mitglied des Lehrkörpers des Dom-Gymnasiums. Glücklicherweise bot man mir damals die 11. Klassen an, auf deren Lehrplan Kirchengeschichte stand, von der ich mich gerne herausfordern ließ.

*War die Leitung des Seminars für Sie eine Herausforderung?*

Ja, es war für mich eine Überraschung. Ich dachte nämlich nicht, dass ich der geborene Pädagoge war. Der damalige Generalvikar und Kardinal Döpfner, der neue Bischof, hatten aber offenbar Empfehlungen. Ich bekam zwei Aufgaben: Der Kardinal sagte zu mir, ich sollte erstens die jungen Leute so führen, dass sie die Freiheit der Berufswahl haben, allerdings mit dem Hochziel, dass auch einige zur Priesterlaufbahn finden, was ich voll bejahen konnte. Die zweite war, möglichst bald ein neues Haus zu bauen. Ich habe in ganz Deutschland 20 Häuser angeschaut. Dem Bau kam aber das Zweite Vatikanische Konzil dazwischen, das am 11. Oktober 1962, im gleichen Jahr also, begann. Ich erlebte sogar den Beginn des Konzils in Rom, nicht weil ich gleich davongelaufen bin, sondern weil dort eine Primiz stattfand und ich als Primizprediger angefragt war. Als das Konzil begann, stand ich auf dem Pe-

# Durst auf Leben

URSPRUNG DES BIERES



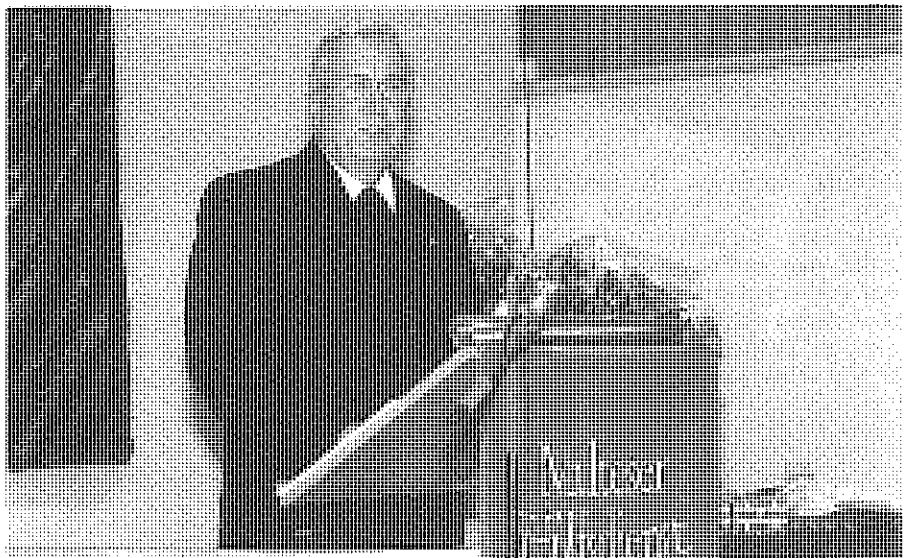


tersplatz und sah den Einzug. Dadurch dass das Konzil war und der Bischof weitab in Rom, wurde es schwierig mit einem schnellen Neubau. Diese Bemühungen liefen aber immer neben dem normalen Betrieb. Wir hatten am Anfang 190 junge Leute in dem Haus, das ganz veraltet war. Ich war überzeugt, dass es dringend notwendig war, einen Neubau zu errichten. Aber wir haben im alten Bau ausgeharrt. Es war die gleiche Situation wie im Dom-Gymnasium selbst. Dort herrschte eine grauenvollen Enge. Im obersten Stock war ja immer noch die Hochschule. Man wusste nicht aus und nicht ein, sodass der Verlegungsbeschluss für die Hochschule, der in Freising 1968 dann wie eine Bombe einschlug, eigentlich dem Dom-Gymnasium die Chance fürs Überleben bot. Hätte es da nicht Luft gegeben, dann wäre die Schule wegen der langen Wartezeit auf den Neubau zu Grunde gegangen. Natürlich lag im Verlegen der Philosophisch-Theologischen Hochschule eine gewisse Tragik und es war ein Verlust für Freising, aber er war unvermeidlich, weil gleichzeitig in allen bayerischen Bischofsstädten die Hochschulen zu Fakultäten mit Promotionsrecht aufgewertet wurden. Am gleichen Tag, an dem der Staatsvertrag über die Errichtung einer Fakultät in Regensburg unterzeichnet wurde, wurde Freising aufgelöst. Wir hatten ja schon eine Fakultät in München, und es war undenkbar, dass in nur 35 km Entfernung eine weitere Fakultät errichtet wird. Kardinal Döpfner hatte sich auch in Rom das Plazet für die Auflösung geholt. Man muss um der Gerechtigkeit willen sagen, er konnte gar nicht anders. Aber an Ort und Stelle in Freising hat es größte Schmerzen ausgelöst. Für mich war es der größte Schmerz, dass man die beiden Seminare in einen Topf geworfen hat. Man hat gar nicht mehr unterschieden, dass es noch ein zweites Seminar gab, das gar nicht wegkommen musste. Aber in der Aufregung war man gar nicht mehr gefragt und die Anstrengungen, die wir noch gemacht haben, eine Alternative zu unserem Haus zu finden, war eigentlich schon zum Scheitern verurteilt. Und als dann das Haus des Priesterseminars sinnvoller Weise für ein Bildungszentrum bestimmt wurde – eigentlich war zuerst gedacht, wir erben es, aber es war nicht für ein Studienseminar strukturiert und daher wenig geeignet – da wusste ich, es geht nicht mehr und wir mussten dann einen geordneten Rückzug antreten. Wir haben die Auflösung ein Jahr zuvor wohl überlegt publik gemacht und haben aus dem Vollen mit noch 160 Leuten aufgehört. Ein Teil der Seminaristen ging nach Traunstein, andere kamen bei den Pallottinern unter. Wir haben dann niemanden mehr aufge-

nommen. So kam das Studienseminar im Jahre 1972 zu einem Ende. Bei dieser Gelegenheit machte ich eine kleine Rückschau. Seit 1828, also 144 Jahre, bestand das Seminar, hatte dabei, wie ich aus den Matrikeln genau ermitteln konnte, 5498 Schüler, davon, was nicht so genau festzustellen war, etwa 3.000 Absolventen, wobei es allein im letzten Jahrhundert des Bestehens von 1873 bis 1972 2511 Absolventen waren. Von diesen wurden ungefähr 1.800 Priester und Ordensleute, darunter 12 Bischöfe. Von den 1.200 Priestern der Erzdiözese im Jahre 1972 waren 473 ehemalige Schüler des Studienseminars. Also war 1972 ein Drittel des gesamten Klerus durch dieses Haus gegangen, woraus man die ungeheure Bedeutung des Freisinger Studienseminars für die Diözese ersehen kann. Das Haus konnte

*Ist das Knabenseminar Freising ganz Vergangenheit oder gibt es noch etwas davon?*

Das Knabenseminar gibt es noch rechtlich insofern die „Erzbischöfliche Knabenseminarstiftung Freising“ weiter besteht. Diese Stiftung fördert derzeit das Knabenseminar Traunstein, zum Teil auch das Albertinum. Das Studienseminar Traunstein hat natürlich auch alles bekommen, was bei uns zu erben war. Es ist eines der wenigen Studienseminare, die sich bis heute gehalten haben. Es hat jetzt, glaube ich, 45 Schüler. Das Haus wurde 1929 für den Ostteil der Diözese errichtet, als Scheyern aufgegeben wurde. Es war natürlich schon moderner gebaut als Freising. Der entscheidende Grund,



sich schon sehen lassen, ganz abgesehen davon, dass die anderen Absolventen, die aus diesem Haus hervorgegangen sind, eine Fülle von bedeutenden Positionen eingenommen haben, sei es im Lehrberuf, sei es in anderen Berufen, nicht zuletzt bei den Politikern, in den Kommunen wie im Staat. Das Gymnasium hat zunächst um seine Zukunft gefürchtet, aber anders als in früheren Jahren war der Anteil der Seminaristen am Gymnasium nicht mehr etwa 50 %, sondern vielleicht nur noch ein Viertel, und so ging es doch recht gut weiter. Die Diözese hat sich beschränkt auf das Seminar in Traunstein. Wenn ich allerdings daran denke, was das Seminar sonst noch gemacht hat, so war dann so manche Inspiration nicht mehr da. Unsere Bergausflüge waren nicht mehr, das Theaterspiel, die Romfahrt fielen weg, die Volksmusik, die wir im Haus sehr gefördert haben, erlitt Einbuße – wir hatten einige sehr gute Namen: Holzfurtner, Löchle – und auch die Blasmusik. Im Musischen gab es da sicherlich zunächst eine Einbuße. Aber auch da hat sich das Dom-Gymnasium bald wieder gefangen.

warum Freising 1972 aufgegeben wurde, waren die vielen neu errichteten Gymnasien. Somit war ein solches Haus nicht mehr so dringlich, obwohl es auch heute noch Situationen gibt, wo die Förderung der Schüler in einem Heim notwendig wäre. Ich war immer sehr stolz darauf, das von unseren Schülern im Schnitt 50 % das Abitur geschafft haben. Damals lag die Erfolgsquote in Bayern bei 28 % und im Dom-Gymnasium bei 35 %. Erhalten ist ja auch das Haus und hat das Diözesanmuseum aufgenommen. Dadurch ist die befürchtete Verödung des Domberg überhaupt nicht eingetreten. Und ich hatte dann 1981 als Finanzdirektor des Erzbistums die Genugtuung, das ehemalige Hauptgebäude des Gymnasiums vom Freistaat Bayern für die Erzdiözese zu erwerben. Wir haben die Chance genutzt und dort eine große Diözesanbibliothek angelegt. Zu Ende unseres Bestehens kam 1972 aus der Reihe der Schüler der Vorschlag, ob wir nicht mit Hinblick auf die vielen glücklich verlaufenen Bergfahrten auf einem Berg ein Gipfelkreuz als Treffpunkt künftiger Jahre errichten könnten.

Das wurde dann im Juni 1972 durchgeführt. Als Datum zum alljährlichen Treffen wurde der letzte Sonntag im September jeden Jahres festgelegt. Seither waren ununterbrochen am Plumsjoch und später am benachbarten Satteljoch am Achensee um 11 Uhr die Gottesdienste. Es gab auch Jahre, wo es geregnet oder gar geschneit hat, aber das war die große Seltenheit. Anfangs habe ich selbst immer den Gottesdienst gehalten, seit dem Jahre 1997 macht es der ehemalige Schüler und heutige Krankenhauspfarrer Georg Murr. So war es auch heuer, 2001.

*Welche Gestaltungsmöglichkeiten erwarteten Sie dann in München?*

Ich wurde ans Ordinariat als Personalreferent für die Priester, Diakone und die neuen Pastoralreferenten berufen. Da ging es vor allem darum, dass man die Leute entsprechend ihren Fähigkeiten auch richtig einsetzte, aber zugleich musste ich mich um Fortbildung, Krankheitsbetreuung, Ferienvertretungen usw. kümmern. Personalreferat ist ein diffiziles Aufgabengebiet. Man muss nahe an die Menschen herandrücken, allerdings auch einen gewissen Plan verwirklichen. Damals war ja schon der Priestermangel im Kommen. Wir haben in unserer Diözese schon damals die Pfarrverbände konzipiert, die aber dann nur schrittweise verwirklicht wurden. Auf diese Weise haben wir uns über Jahre und Jahrzehnte eine doch recht stabile Versorgung garantiert. Durch die neuen Berufe im Kirchendienst, die Diakone, die Pastoral- und Gemeindefreferenten haben wir natürlich auch Mitarbeiter gewonnen, sodass wir in der Summe jetzt mehr Hauptamtliche haben als vor 30 Jahren. Bloß natürlich zuwenig Priester. Aber wir haben das Angebot etwa für die vielen Schulen, die versorgt werden müssen, durchaus aufrecht erhalten können. Die Gestaltungsmöglichkeit im Personalbereich war nicht sensationell groß, aber man konnte Akzente setzen, natürlich nicht allein, sondern im gemeinsamen Bemühen der Bistumsleitung. Dann wurde ich 1981, in einer außergewöhnlichen Situation, über Nacht zum Finanzdirektor berufen, nach etwa 9 Jahren als Personalreferent. Als Finanzdirektor hat man einen größeren Handlungsspielraum. Man kann deutlich sichtbarere Akzente setzen. Dabei lag es mir auch immer daran, dass die Zusagen für Freising alle zügig verwirklicht wurden, seien es die, welche das Diözesanmuseum betrafen, sei es der Umbau des Kardinal-Döpfner-Hauses auf Einzelzimmer, sei es der Erwerb des alten Schulgebäudes und sein Umbau zur Dombibliothek und als Diözesanarchiv. Das setzte für Freising einen Akzent. Freising verdient dies auch, denn wir

haben nur ein Freising als Wurzel der Erzdiözese.

*Warum waren Sie in Freising geblieben?*

Weil die Dienstwohnung in München damals anderweitig vergeben war. Und nachdem dann die alte Wohnung von Domkapellmeister Eham durch eine Versetzung frei wurde, habe ich mir gesagt, warum sollte man nicht in Freising bleiben, nachdem die Erzdiözese München und Freising heißt und man seit der Etablierung der S-Bahn zu den Olympischen Spielen 1972 ein gutes Zugangebot hatte. Außerdem schaffte ich mir so eine gewisse Distanz zum Arbeitsort.

*Mit welcher anderen Ihrer Leistungen gerade als Finanzdirektor sind Sie besonders zufrieden?*

Ich meine, es war gut eine Schulstiftung mit dem schönen Namen Bischof-Arbeo-Stiftung zu gründen. Diese Stiftung trägt die mittlerweile 16 diözesan-eigenen Schulen. Dies ist eine Zukunftssicherung des katholischen Schulwesens, die wirklich wesentlich ist. Daneben haben wir auch noch eine Caritas-Stiftung gegründet, die St. Antonius-Stiftung. Ich habe mir gesagt, dass es unabdingbar ist, einen Kern zu sichern. Wir haben dann, was mir besonders am Herzen lag, zwei große Altenheime gebaut, ohne öffentliches Geld, St. Antonius - Fürstenried und St. Korbinian - Baldham, damit wir in der Belegung nicht eingeschränkt sind. Was mir besonders große Freude macht, ist das Jugendhaus St. Anna in Thalhausen. Es hat sich glänzend entwickelt, ohne dass das erste Jugendhaus Josefstal zu kurz gekommen wäre. Das sind ein paar greifbare Dinge. Anderes ist weniger nahe. Ich war 16 Jahre im Verwaltungsrat der katholischen Universität Eichstätt und habe mitgeholfen, dass die Fakultät für Wirtschaftswissenschaften in Ingolstadt gegründet wurde. Auch diese hat sich sehr gut entwickelt. Und ich war 16 Jahre dienstmäßig auch im Verwaltungsrat der Diözesen Deutschlands und habe 10 Jahre eine Kommission geleitet, nämlich die Steuerkommission. Es ist uns im August 1990 gelungen, im Einheitsvertrag auch ein Kirchensteuergesetz unterzubringen und so die Einheit auch in dieser Hinsicht zu bewirken. Das war eine Kraftanstrengung, weil der Vertrag innerhalb weniger Wochen fertig sein musste.

*Ist es Ihnen schwer gefallen, so über Nacht in das Finanzwesen einzusteigen?*

Als Personalreferent war ich wegen des

großen Besoldungssektors schon ganz nahe dran. Da hatte ich auch schon einige Leute gekannt. Das andere ist mir aus der kleinen Verwaltungserfahrung eines Seminardirektors heraus so schwer nicht gefallen. Es kam natürlich noch hinzu, dass ich als Stellvertreter zwei Fachleute hatte, den einen aus dem Steuerfinanzwesen und einen von mir geholten Diplomkaufmann, weil man die Dinge ja professionell angehen wollte, und von denen habe ich profitiert. Meine Hauptaufgabe war, das geeignete Personal und die Gliederung zu schaffen. Doch das war am Anfang schon eine große Anstrengung. Die Aufgabe war nicht nur diözesan, sondern überdiözesan und vielschichtig. Aber sie war interessant.

*Inwiefern?*

Nun ich habe jedes Jahr beim Haushalt in Freising die Bayerische Bischofskonferenz, im Verwaltungsrat der Diözesen alle deutschen Diözesen und ihre Vertreter erlebt, somit die Problematik der gesamten katholischen Kirche in Deutschland bis hin zu den Kontakten zu den evangelischen Christen, denn gegenüber dem Staat mussten wir immer gemeinsam an einem Strick ziehen. Mein Vorgänger im Vorsitz der Kommission, der Dompropst von Münster, hat das nette Wort geprägt: im Ökonomischen sind wir ganz Ökumenisch. Aber die rechte Verwaltung der Finanzen ist andererseits nur ein Dienst. Das Finanzielle kann und darf nicht den ersten Platz beanspruchen, doch kann man natürlich damit einiges unterstützen. Und manche Entscheidungen wirken sich dann auf lange Sicht aus. Wenn sie nicht solide gelaufen sind, dann kann es unter Umständen zu einer harten Probe führen. Ich war auch nicht unglücklich, als ich aus plötzlichen gesundheitlichen Gründen 1997 davon entpflichtet wurde, - notgedrungen, weil mir klar war, das braucht einen Mann, der voll dasteht. Und 16 Jahre waren auch genug. Dann hatte ich noch vier Jahre Zeit als Ordensreferent. Von den drei Referaten war das Ordensreferat das harmonischste, obwohl es auch da Herausforderungen gab. Aber ich hatte das Glück, meinen Vorgänger, den P. Dr. Pfab noch zu haben. Er war zwölf Jahre der General der Redemptoristen, und mit ihm zusammen ließ es sich schon machen. Auch war die Aufgabe nicht so umfangreich, was man schon daran sieht, dass ich da nur vier und nicht mehr 140 Mitarbeiter hatte. Aber man ist ja nicht nur Verwaltungsbeamter der Kirche; vielmehr habe ich während der ganzen Zeit immer bei den Schwestern im Vinzentinum und im Heilig-Geist-Spital den Gottesdienst gehalten.

*Gab es bei so vielen Pflichten und Verpflichtungen auch noch Zeit für Vorlieben und Hobbys?*

Wenn ich einen freien Tag hatte und es ging einigermaßen, bin ich in die Berge gegangen, auch angeregt durch Kollegen des Dom-Gymnasiums. Auch mit ihnen habe ich viele Bergwanderungen gemacht. Das habe ich nie aufgegeben, auch jetzt noch nicht ganz, obwohl ich mir gesundheitlich nicht mehr so viel erlauben kann. Das wurde auch für den Urlaub das Hauptziel seit Jahren, vor allem Südtirol. Einmal, 1972, haben wir, der Volleyball-Club der Schule, zusammen auch eine Fahrt nach Griechenland gemacht, eine Kaiki-Fahrt. Gerne erinnere ich mich auch an eine kollegiale schöne Fahrt nach England (1969), die vor allem kirchengeschichtlich geprägt war. Früher bin ich mit Pfarrer Namberger, einem Kurskollegen, öfters nach Frankreich gefahren, wo mich das Normannische so interessiert hat, dass ich äußerst dankbar war, die großen normannischen Kathedralen in England wie Canterbury, Ely, Lincoln, York oder Durham zu erleben. Da muss ich auch noch erwähnen, was mir während meiner Unterrichtstätigkeit am Gymnasium besonders lieb war, nämlich dass ich mich 10 Jahre lang

dem Unterricht der Kirchengeschichte widmen konnte. Vor den Neuerungen im Lehrplan konnte man da noch tiefer einsteigen. Kirchengeschichte macht mir auch heute noch viel Freude.

*Was heißt es, Priester zu sein?*

Meiner Ansicht nach, wenn man es kurz zusammenfasst, heißt es: für den Dienst in der Diözese bereit zu stehen, was letzten Endes ein Dienst der Vermittlung zwischen Gott und den Menschen ist. Der Titel meiner Dissertation hieß „Christus der Mittler“. Die Mittleraufgabe, das ist eigentlich Priesterdienst, wobei jeder Priester auf Christus zurückbezogen vermittelt. Er hat Mittlerdienste zu leisten und er hat dafür zu sorgen, dass die religio, also die Rückbindung an das Jenseitige im Heutigen nicht verloren geht. Gerade jetzt, nach dem 11. September 2001, haben viele Menschen gemerkt, dass sie nicht selber ihr Schicksal steuern. Man wird mit so einem furchtbaren Ereignis nicht fertig, wenn man nicht glaubt. Und was hat der Priester denn zu verkünden? Es ist die frohe Botschaft von Gottes Güte. Ich würde sagen, für mich gilt, dass man die Wahrheit als Schönheit verkündet. Nach dem Axiom des Thomas von Aquin:

Pulchrum est splendor veritatis. Das ist es eigentlich, was das Herz des Menschen bewegt. Ich bin überzeugt, wir alle hungern danach, und Schönheit fasziniert. Ich verstehe da Schönheit in der ganzen Breite des Begriffs. Etwa in der Natur. Ich gehe doch nicht in die Berge, nur damit ich mich plage, sondern weil es dort schön ist. Ich halte deshalb z.B. den Slogan vom Weg, der das Ziel ist, für falsch; vielmehr das Ziel ist das Ziel: die Schönheit der Natur, der Gipfel. Da sagte bei den Gebeten nach dem 11. September einer, es sei doch schön, dass eine Nation vor Gott stehe und bete und damit das Böse doch überwinde. Das letzte Wort ist also nicht das Chaos. Es ist die Überzeugung, dass das Licht das Dunkel überwinden wird. Es gibt gerade im deutschsprachigen Raum die legendäre Darstellung eines Heiligen, die das, was Priestersein ist, zusammenfasst, das ist der Hl. Christophorus. Er ist zwar geschichtlich kaum greifbar, aber nach der Legende ist er der Mann, der nach der Maxime lebt: *Servire altissimo*, dem Höchsten dienen.

*Herr Prälat, wir danken Ihnen für das Gespräch.*

*Manfred Musiol*



**Nach dem Trimmen  
Trink täglich**

**Die Erfrischung mit den  
5 Vitaminen**

**Seit über 70 Jahren  
Ihr guter Partner für Getränke**

**SEIT 1929**  
**Getränke HIRSCHMANN**  
Freising, Sonnensstr. 20 - Ruf 62931

# „Ein ganz gewöhnliches Priesterleben“ ... oder?

## Vom Dorf in die Stadt

„Ob er nicht doch ‚studieren‘ sollte?“, so fragte 1946 der Dorfkaplan meine Mutter. Wenn da nicht diese Aufnahmeprüfung mit der Rechnung von den zwei Zügen gewesen wäre, von denen der kleine Bub vom Land keine Ahnung hatte. –

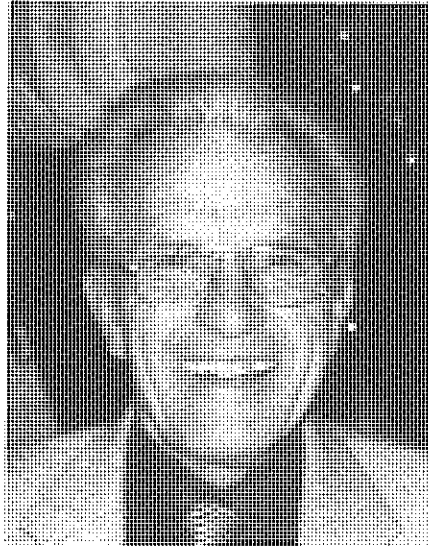
Dennoch – zwölfjährig, spätberufen sozusagen – begann ich im September 1947 am Freisinger Gymnasium – es hieß noch nicht Dom-Gymnasium – meine humanistischen Studien.

Gut aufgehoben im Knabenseminar, von allen „Kraut“ genannt, lernend in großen Studiersälen, schlafend in weiten Schlafsälen, wohlgehütet von Präfekten in Studien- und Freizeit, ferngehalten von jeglicher Versuchung des Lebens draußen (in der Stadt) begleitet von einem Spiritual (das Ziel „Priester“ stand immer, wenn auch mehr im Hintergrund, vor uns, so wie das mächtige, wuchtige, fast erdrückende Gebäude des Priesterseminars über uns) vergingen die Jahre.

Das Abitur 1956 war das erklärte Ziel und wir hatten es noch – das schriftliche – innerhalb einer Woche zu leisten; denn so etwas wie Ablegen von Fächern wurde erst später erfunden. Der von mir sehr geschätzte Religionsprofessor Rudi Brunner konfrontierte mich eines Tages (einen Tag vor den Weihnachtsferien 55) mit der überraschenden Frage, „ob ich denn nicht in Rom studieren wolle“. „Mathematik und Physik studiere man doch in München“, diesen Einwand tat er mit der Bemerkung ab, „machen Sie mal ein gutes Abitur!“ – Der „Bazillus“ Theologie in Rom zu studieren, hatte mich nicht nur subkutan, sondern intravenös erwischt. Das Plazet des damaligen Münchner Kardinals Wendel tat ein übriges.

## Von der Provinzstadt in die Weltstadt

Im September 1956 reiste ich zusammen mit Hans Medele, einem „Scheeyer“ aus München nach Rom, um im Germanikum meine Theologiestudien anzutreten. Die intensivsten Jahre meines jungen Lebens nahmen ihren Lauf. Eingekleidet in eine roten Talar, mit Studenten aus aller Herren Länder (die Mehrsprachigkeit wurde zur Selbstverständlichkeit), unter der Obhut von Jesuiten sowohl im Kolleg des Germanikums als auch an der päpstlichen Universität Gregoriana, inmitten der Welt-



Stadt Rom, angesichts des Zentrums der katholischen Kirche, dem Vatikan, in einer Atmosphäre historischer, religiöser, kirchlicher, weltstädtischer Dimensionen ohnegleichen weitete sich mein Horizont, reifte meine berufliche Entscheidung, ergeben sich aber auch Möglichkeiten voller Versuchung (etwa sich in Rom als was auch immer zu etablieren).

Ereignisse wie Papststerben (Pius XII, Johannes XXII, Pauls VI) Papstwahlen, das II. Vatikanische Konzil, das Leben einer pulsierenden Stadt mit ihren Menschen Erlebnisse von Wanderungen in und um die Stadt, von Reisen in Mittel und Süditalien, die langen Semesterferien in der Villa San Pastore in den Bergen, all das prägten die Jahre. Das Studium (Schul- und Prüfungssprache: *lingua latina*) war intensiv und fordernd, die Erwartungen der Oberen in Rom und der Heimat waren hoch, das Ergebnis für mich persönlich mehr als befriedigend.

1962 – drei Tage vor Konzilsbeginn – wurde ich zusammen mit 16 Kollegen in der Universitätskirche San Ignazio zum Priester geweiht, feierte in der Kirche Santa Sabina auf dem Aventin meine Primiz mit über 100 Gästen aus der Heimat, schloss 1963 meine Studien mit dem Staatsexamen ab, durfte noch über ein Jahr meine Studien in Rom fortsetzen, um Weihnachten 65 nachhause zurückzukehren, gesundheitlich angeschlagen.

## Von der Mitte in die Peripherie

Nach einem Monat Krankenhausaufenthalt begann ich 1964 an Maria Lichtmess (nach gut bäuerlichem Brauch) meinen Dienst in Garmisch als Kaplan an der Kirche St. Martin.

Schwer war der Anfang – sprachlich galt es umzuschalten auf das Deutsche, theologisch und seelsorgerlich hatte ich es aufzunehmen mit einem Pfarrer, der bereits über 50 Jahre in der Pfarrei wirkte, und einer Pfarrei, die vom Konzil noch kaum etwas vernommen hatte, zusammen jedoch mit einem weiteren Kaplan, der – ebenfalls jesuitisch infiziert – vom Studium aus Innsbruck kam. Theorie und Praxis lagen weit auseinander. Aber es gab viele Garmischer, die alles etwas leichter machten durch ihre Offenheit und ihr Entgegenkommen.

1967 folgte die Versetzung nach München an die Pfarrei St. Maximilian; dort traf ich zusammen mit meinem langjährigen Studienkollegen Hans Medele (Jahre später Direktor des Bildungszentrums auf dem Domberg, verunglückte 1974 tödlich am Matterhorn). Es war eine Großstadtpfarrei an der Isar mit guter Tradition und prächtigen Menschen, vor allem jungen Leuten, die bereit waren Kirche mitzutragen.

1970 dann der Sprung in die Selbstständigkeit als Pfarrer. Nicht irgendeine etablierte Pfarrei wollte ich, nein ich wollte ganz von vorne anfangen in einer Trabantenstadtpfarrei, deren es am Stadtrand von München in diesen Jahren eine ganze Reihe gab: St. Georg, Taufkirchen.

Innerhalb von vier Jahren folgten mir als erstem Einwohner der neuen Pfarrei über 10.000 Menschen. Barackenkirche, Wohnen mitten unter den Menschen in einer 3-Zimmer-Wohnung, Kindergartenbau (71), Errichtung einer Kirche und eines Pfarrzentrums und eines weiteren Kindergartens (75), Einrichtung eines Sozialzentrums – des erstens seiner Art in der Diözese (76) – das war der äußere Rahmen meines Tuns, Mitarbeiter waren zu finden für die Kindergärten und die Gemeinde – am Ende waren es über 50. Wie gestaltet man Kirche unter diesen Voraussetzungen? – Es gab kein *wise-book*, das eine Gebrauchsanweisung enthielt, dem Wirken des Hl. Geistes war ein weites Feld offen, die Kraft all die Jahre durchzustehen, stammte auf jeden Fall wohl von ihm. Die Menschen in Taufkirchen (Durchschnittsalter 30 Jahre, Kinder in Hülle und Fülle) lehrten mich, wie Leben geht, und das danke ich ihnen mein Leben lang.

## Von außen nach innen

Ein Herzinfarkt 1985 – ich war gerade

im fünfzigsten Lebensjahr – war der Halbzeitpiff in meinem Lebensspiel. Mir war klar, ich musste etwas ändern in meinem Leben; Maria Lichtmess (wieder!) verkündete ich meinen Weggang aus der Pfarrei, nicht ohne mitzuteilen, wohin mein Weg mich führen würde: in die Krankenseelsorge ins Universitätsklinikum Großhadern.

Wenn ich – nachdem ich an der Universität alles gehört habe, was Menschen meinen von Gott zu wissen - in der Gemeindegeseelsorge lernen durfte, wie Menschsein in seiner bunten Vielfalt geht, war die tiefste Erfahrung meiner schließlich 10 Jahre Klinikseelsorge, mitzuerleben, wie Leben in der Kri-

se geht. Hier geschieht Seelsorge pur, da sind keine Riten, hinter denen man sich verstecken könnte, da ist keine räumliche Distanz von den Menschen, kein unpersönlicher Abstand von den Schicksalen mehr im Wege, da erleben wir, wie Menschen ohne Ausnahme in all ihren Beziehungen – zu sich, zu den anderen, zu Gott und zu ihrer Umwelt – in Frage stehen und wir ihnen nichts, aber auch gar nichts abnehmen können, wie aber unser Mitgehen unsere Begleitung gefordert ist.

10 Jahre lang begleitete ich fast ausschließlich Krebspatienten und ihre Angehörigen in den Zeiten der Krankheit und nicht wenige bis zum Sterben.

Bis schließlich das gleiche Los mich selbst ereilte vor 5 Jahren und ich nach Operation und Chemotherapie – drittem Herzinfarkt - meine Tätigkeit im Klinikum beendete: ich hatte gelernt habe, welche Zeichenfunktion solche Ereignisse im Leben von uns Menschen haben.

---

Von jetzt bis zum Ende

---

Nach nun fünf Jahren wage ich leise zu meinen, noch einmal davon gekommen zu sein. Deshalb bin ich, soweit meine Kräfte es erlauben, weiter im Dienst der Seelsorge hier in München-Forstenried, in der Pfarrei Hl. Kreuz. So in der Rolle eines Benefiziaten – Sie kennen das Wort noch? - fühle ich mich: nicht mehr zu „müssen“, aber immer noch zu „können“ und zu „dürfen“. Nachdem meine gesundheitliche Situation sich im Rahmen hält und die regelmäßig kontrollierenden Ärzte mit den Ergebnissen zufrieden sind, kann ich die Zeit, die mir geschenkt ist nutzen: ohne Verantwortung für Geld, Verwaltung, Bauwesen, Personalwesen, kann ich meine ganze Zeit den Gottesdiensten und ihrer Vorbereitung (vor allem Predigt), den einzelnen Gruppen in der Gemeinde und im Dekanat, den Pfarrern in Not widmen. Fast die ganze Zeit möchte ich sagen, denn anlässlich einer kleinen Feier zur Vollendung meines 65. Lebensjahres verriet ich etwas sehr Persönliches: zwei Dinge sähe ich für mich persönlich als wichtig an, nämlich meine vielfältigen Beziehungen zu Menschen zu pflegen und mein Leben zu sammeln. Denn dieses zurückzugeben, dieser Zeitpunkt ist so fern nicht mehr. Ein ganz gewöhnliches Priesterleben .... könnte man sagen.

Josef Gerbl  
Abiturjahrgang 1956

„Da bin ich mir sicher.“  
Informationen über die günstigen Versicherungs- und Bausparangebote der HUK-COBURG erhalten Sie von

HUK-Coburg Kundendienstbüro

**Raimund Lex**  
Tel. 081 61/6 95 00  
Josef-Schlecht-Straße 1b  
95354 Freising  
Öffnungszeiten: Mo.-Fr. 8.00-11.00 Uhr  
Mo. Do 16.00-18.00 Uhr



**HUK-COBURG**  
Versicherungen · Bausparen



# erinnern – sich erinnern – Erinnerung



18. Februar 2002: Ich nehme an einer beruflichen Fortbildung im Kardinal-Döpfner-Haus am Domberg teil. Die Nachmittagspause benutze ich zu einem Spaziergang vom Domberg in die Stadt. Der Fußweg ist vertraut und unbewußt steigen Bilder aus meiner Schulzeit auf:

Der Domhof als ehemaliger Pausehof des Gymnasiums; die Stelle, an der die Getränke und Pausesnitten verkauft wurden; die Torbogen, an denen die SMV kritische Flugblätter über die Regierung verteilte im Wissen, dass hier das Schulgelände begann.

Ich gehe am Bau des heutigen Gymnasiums vorbei; ehemals Turnhalle und Apfelsaftkellerei. Ob ich einen meiner ehemaligen Lehrer zufällig treffe? Der Blick zum Diözesanmuseum: sechs Jahre meiner Kinder- und Jugendzeit verbrachte ich in diesem Haus, das damals das Studienseminar war mit dem Spitznamen „Kraut“. Wie oft ging ich durch diese Eingangstür freudig mit einer guten Note, enttäuscht wegen einer schlecht ausgefallenen Schulaufgabe in Latein.

Dann der Blick durch den Torbogen hinunter in die Stadt, hinüber zum Turm von St. Georg. Ein Hauch von Freiheit und Freizeit läßt die Erinnerung noch ahnen. Diesen Blick hatte ich tausendmal, wenn ich nach einem Schultag und nach dem Mittagessen im Seminar, in die Stadt lief, um eine Kleinigkeit zu besorgen.

---

## Erinnerung

---

Bei dem Begriff „Erinnerung“ fällt mir

immer sofort die Schulzeit ein als eine besondere Zeit, an die ich sehr viele Erinnerungen knüpfe. Es ist gar nicht so, dass ich hundert Geschichten wüsste, die man sich zu den Klassentreffen wiederholt erzählt; nein, es ist, als würde ich ein Buch der Sehnsüchte aufmachen. Die Erinnerung an die Schulzeit wie das Wachwerden alter Sehnsüchte. Vielleicht sind es Sehnsüchte nach Erfahrungen, die ich immer schon gern gemacht hätte oder vielleicht, weil es viele Felder der Schule gab, die Sehnsüchte wach werden ließen. Allein wenn ich an die Theateraufführungen denke: *Sommernachts Traum* oder *Schluck und Jau*. Die Proben zogen sich über das ganze Schuljahr mit all den Freuden und Durststrecken einer solchen Vorbereitung. Sich in die Rolle eines Königs versetzen, den „Mond spielen“, Theater machen an den Orten, wo du deinen Alltag verbringst mit Rollen, die dich den leben lassen, der du eigentlich bist. Diese Erinnerung läßt sehnen, es wieder zu machen, heute „Theater zu spielen“, um das zu leben, was du bist. Erinnerung heißt nicht nur viele alte Geschichten erzählen, sondern heißt, angefangene Sehnsüchte weiterleben. Das hat mich die Schule auch gelehrt und dafür bin ich dankbar.

---

## sich erinnern

---

Sich erinnern zeigt, was aus dem Leben werden kann. Und wenn ich mich zurückerinnere und nachdenke, wie sehr ich Angst hatte, vor Menschen zu sprechen, Menschen mit den eigenen Ideen anzusprechen, und wenn ich sehe, dass das heute meine tägliche Aufgabe ist, dann fasziniert mich das, was alles im Leben wachsen kann. Diese Erfahrung kann jedes Kind machen, das in meiner Klasse ist, das in der Jugendgruppe ist, das in der Erstkommuniongruppe ist .... Ich brauche es nur zu fördern oder zu ermutigen. Sich erinnern zeigt auch, wo das Leben stecken geblieben ist. So manche Fehler von damals sind auch noch heute Fehler von mir. Sich das bewusst zu machen hilft, mit anderen und deren Fehlern großzügiger umzugehen. Im Judentum heißt es: Im „Sich Erinnern liegt Erlösung“. Wer seine Lebensgeschichte gut, genau und wohlwollend anschaut, wird entdecken, dass Ungeahntes wachsen kann, wird lernen mit sich und andern barmherzig umzugehen, wird beobachten, dass wird, was in mir ist.

---

## erinnern

---

Ich sehne mich nicht zurück in diese Zeit, ohne zu sagen, es wäre nicht schön gewesen. Doch die Möglichkeiten von Gelingen, von Lebensgestaltung, von Kreativität, von Erreichen von Zielen scheinen mir heute in meinem Beruf vielfältiger zu sein als damals. Bei jedem Klassentreffen ist die spannende Frage: Ist aus dir noch geworden, was du damals noch nicht gelebt hast. So ist Erinnern einerseits ein Sichern des geistigen Reichtums, andererseits eine Motivation für das Leben von morgen.

---

## Meine Lebensdaten:

---

Nach dem Abitur machte ich den Bundeswehrdienst; damals waren es noch 15 Monate. In dieser Zeit habe ich mich entschlossen, Theologie zu studieren und ins Priesterseminar zugehen. In München und in Freiburg studierte ich 12 Semester Theologie und machte parallel dazu eine Ausbildung für Erwachsenenbildung und für Telefonseelsorge. Nach dem Studium war mir meine Berufsziel unklar und ich wagte einen ganz anderen Schritt. Ich lernte in Spanien die spanische Sprache und ging nach Südamerika zu einem deutschen Pfarrer, um in einer Stadtrandpfarrei von La Paz (Bolivien) mitzuarbeiten. Nach diesem Aufenthalt in Südamerika machte ich meine Ausbildung in der Diözese als Priester fertig. Ich wurde im Juni 1983 zum Priester geweiht. Drei Jahre arbeitete ich in Freilassing als Kaplan. Anschließend wurde ich Jugendpfarrer für den Landkreis Rosenheim. Da lernte ich kennen, was junge Kirche sein, wie lebendig Kirche sein kann. Ich lernte, die Würde jungem Menschen zu achten. Mit diesem Reichtum arbeitete ich dann zwei Jahre lang als Diözesanjugendpfarrer in München und war für die Jugendarbeit in der Diözese und 40 Jugendstellen verantwortlich. Seit 1994 bin ich in Traunstein Pfarrer und habe auch die Verantwortung für die Pfarrei Kammer. Insgesamt gehören ca. 7.000 Katholiken zu diesen Gemeinden. Ich arbeite in einem Pastoralteam und wir versuchen Glauben für Menschen von heute als frohe und lebensnahe Botschaft erfahrbar zu machen.

Sebastian Heindl  
Abiturjahrgang 1973  
Pfarrer der Pfarrei St. Oswald Traunstein und der Pfarrei Kammer

# Von Freising nach München: Jakob Hiedl



Die katholische Pfarrkirche St. Rupert liegt am Gollierplatz im Münchner Westend, das zu Beginn des 20. Jahrhundert Neubaubereich war. Noch heute ist das Viertel von den Mietshäusern aus der Zeit um 1900 geprägt, von denen viele im Erdgeschoss Ladenräume für Geschäfte und Handwerker aufweisen. Die glatten und nüchternen Fassaden des Wiederaufbaus und der Renovierungen nach dem Zweiten Weltkrieg werden immer wieder von formreichen Häuserfronten der Erbauungszeit im historisierenden Stil oder in den gefälligen Linien des Jugendstils angenehm unterbrochen. Wenn auch von außen überdimensionale Stahl- und Glasbauten das Viertel bedrängen, in seinem Kern ist es dem Wohnen, den kleinen Geschäften und noch manchem Handwerksbetrieb vorbehalten geblieben. Auffallend ist die große Anzahl kleinerer Speiselokale und Kneipen, viele mit ausländischen Namen, wie auch viele der Menschen auf der Straße offensichtlich fremdländischer Herkunft sind.

Der neuromanische Zentralbau von St. Rupert aus matt rotbraunen Ziegeln, immerhin ein Entwurf Gabriel von Seidl's, der zwischen 1901 und 1903 verwirklicht wurde, wirkt eher trutzig abweisend. Die Bombennächte des Zweiten Weltkriegs hat er unbeschadet überstanden, die Innenausstattung im romanischen Stil wurde aber Opfer der Purifizierungssucht der 60er Jahre, die

einen schmuck- und formenleeren Kahlraum mit stil- und dimensionswidrigen modernen Einbauten unter riesigen Ganz- und Halbkuppeln hinterließ, deren weiße Tünche immer schwärzlicher wird. Man kommt sich darin verloren vor und beginnt zu sinnieren. Spiegelt der Raum vielleicht auch den Zustand der Pfarrei wieder? Was sagt der zuständige Pfarrer dazu?

## Jugend in Freising

Im unmittelbar hinter der Kirche am Kiliansplatz gelegenen Pfarrhof empfängt er mich bätig und freundlich verschmitzt lächelnd. Pfarrer Jakob Hiedl ist gebürtiger Freisinger, der von sich behaupten kann, dass er im Schatten des Domberg groß geworden ist und, wie er sagt, sehr von der geistlichen Stadt geprägt wurde. Rings ums Elternhaus in der Unteren Hauptstraße gab es ja viele Kirchen und dort habe er zusammen mit seinen Brüdern ministriert: fast gegenüber befand sich die Kapelle der Armen Schulschwestern, nicht viel weiter war es zur Kirche des Heilig-Geist-Spitals, und zur Pfarrkirche St. Georg oder ins „Klösterl“ im Waisenhaus waren es auch nur wenige Gehminuten. Das sei etwas Vertrautes gewesen. Als Kinder habe er mit seinen Brüdern einen kleinen Altar gehabt, wo sie Pfarrer spielten. Tiefen Eindruck hinterließen auch die großen kirchlichen Festtage. Von beeindruckender Feierlichkeit seien immer die Fronleichnamsprozession in Freising und die Gottesdienste im Dom an den Hochfesten des Kirchenjahres gewesen. Übers Ministrieren habe er natürlich auch die Geistlichen kennen gelernt, so Kaplan Karl Namberger, der einen schon habe begeistern können, oder Kaplan Gobitz-Pfeiffer, der spätere Pfarrer von Neustift. Wenn er am Domberg Prälat Michael Höck begegnete, dann habe dieser ihn immer gefragt, ob er nicht Priester werden möchte. Das alles habe ihn schon sehr geprägt, nicht weniger aber auch die lässige und freie Art von Dr. Rupert Berger, der ihn schon in seiner Gymnasiastzeit für die Feier des Gottesdienstes habe begeistern können.

Mit dem Abitur 1959 war ihm klar, dass er Theologie studieren werde und mit den Jahren sei er dann sicherer geworden in seiner Entscheidung für das Priestertum. Er meint, es sei nicht nur ein vielseitiger Beruf, sondern er habe ihn auch erlebt als einen Beruf mit wirk-

lich sehr viel Freiheit, der auch viele schöne Stunden gibt, wenn man merkt, dass man einem Menschen habe helfen können. Das Studium erfolgte an der Philosophisch-theologischen Hochschule in Freising, an das sich noch zwei Semester am Katechetischen Institut in München anschlossen. Schließlich folgte noch das Praktikum in einer Pfarrei, das er in Halfing ableistete. 1966 weihte ihn Kardinal Döpfner zusammen mit 26 anderen Kandidaten zum Priester. Er wurde dann dem Pfarrer von Massenhausen, der auch Landvolk-Seelsorge für die Erzdiözese war, als Kaplan zugeteilt. Bald wurde er aber aus dem eher beschaulichen Dorf nach München versetzt, nach Bogenhausen und anschließend nach St. Gertrud am Harthof, wo er dann auch Pfarrer wurde und insgesamt 20 Jahre verblieb. Seit 1989 ist er nun Pfarrer von St. Rupert.

## Pfarrer in einer Großstadtpfarrei

Die Pfarrei ist Teil des Pfarrverbandes Westend im Dekanat München-Mitte. Auch wenn er diese Pfarrei als schon erfahrener Pfarrseelsorger übernommen hat, so war der Wechsel auch für ihn eine große Umstellung. Während St. Gertrud eine Nachkriegspfarrei ohne gefestigte Tradition war, kam er im Westend in eine Pfarrei mit eingefahrener Tradition. Es gab hier viele Vereine, an denen allerdings die Entwicklung des 20. Jahrhunderts vorbeigegangen war. Vieles war auf den Pfarrer zentriert und gerade die aktiven Mitglieder der Pfarrei waren sehr autoritätshörig und trauten sich nicht, etwas von sich aus zu initiieren. Sie waren es gewöhnt, dass der Pfarrer erst immer gefragt werden wollte, ob sie etwas auch tun dürfen. Er habe die starke Tradition anfangs unterschätzt und so habe es zu Beginn gegenseitige Missverständnisse gegeben. Vom Pfarrer wurde schlicht erwartet, dass er bei allem dabei sei.

## Pfarrteam

Jakob Hiedl ist nicht nur Pfarrer von St. Rupert, sondern ist zugleich auch Leiter des Verbandes aus drei Pfarreien. Ihm stehen nicht nur eineinhalb geistliche Kollegen zur Seite, nämlich der Pfarrer von Maria-Heimsuchung und ein italienischer Geistlicher, der hauptsächlich die Eucharistiefiern in St. Benedikt, der dritten Pfarrei, hält, sondern ein Team von weiteren Mitarbeitern. Da ist

einmal der Pastoralreferent, der mit seiner Familie im Pfarrhaus von St. Benedikt wohnt und der Kirchengemeinde dort als Ansprechpartner gilt, dann eine Pastoralreferentin, die sich im Pfarrverband vor allem um die Jugend kümmert und für die Familienseelsorge zuständig ist, Aufgabengebiete einer weiteren Pastoralreferentin sind vor allem soziale Probleme und der Kontakt zur Caritas und zur Nachbarschaftshilfe. Zu den Mitarbeitern gehören noch eine Gemeindeführerin und die Pfarrsekretärinnen, sodass das gesamte Pfarrteam aus 10 hauptamtlichen Mitarbeitern besteht, wobei nicht alle mit voller Arbeitszeit tätig sind. Es habe anfangs auch die Vorstellung bestanden, dass die Geistlichen für die Gottesdienste rotieren sollen, was sich aber Unzulänglichkeit erwies. Als Pfarrverbandsleiter ist Pfarrer Jakob Hiedl dafür verantwortlich, dass, wie er sagt, „wir im Pfarrverband, in unserem Team gut zusammen arbeiten, die Arbeitsschwerpunkte setzen, die Arbeit recht verteilen und uns immer wieder fragen, worauf wir besonders Wert legen.“

#### Pfarrseelsorge

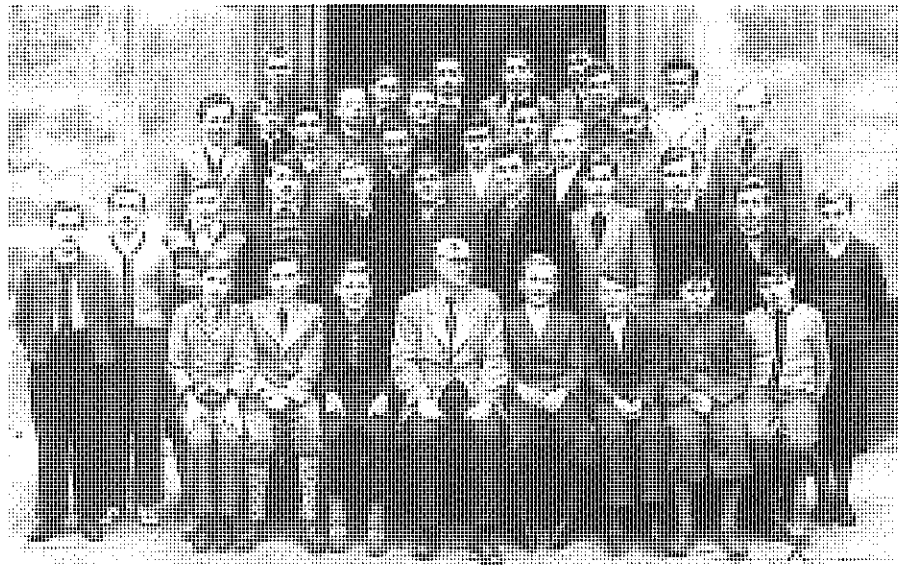
Daneben stehen die üblichen Pflichten eines Pfarrers. Deshalb stehe er gerne besonders früh auf, um bis acht Uhr einige ruhige Zeit für sich zu haben, bevor die ersten Leute kommen. Mit der Sekretärin sind diverse Verwaltungstätigkeiten besprechen, Gespräche der Seelsorge jeglicher Art sind zu führen, etwa über die Aufnahme- oder auch Wiederaufnahme in die Kirche oder, schon üblicher, Tauf- und Beichtgespräche. Häufig muss er dann zu Beerdigungen eilen, was in München oft weite Anfahrten zu den Friedhöfen bedeutet. Dazu kommen Krankenbesuche oder Besuche im Altersheim oder im Krankenhaus, wenn ihm noch mitgeteilt wird, dass ein Angehöriger der Pfarrei sich dort befindet.

Viel Zeit nehmen auch die verschiedenen Gremien in Anspruch. Jede zweite Woche findet ein ausführliches Teamgespräch statt. Daneben gibt es Dekanatskonferenzen, Sitzungen des Pfarrgemeinderats, des Pfarrverbandrats, der Kirchenverwaltung, des Caritas-Kuratoriums. Alles in allem ergibt dies schon neben dem Gottesdienst einen sehr ausgefüllten Kalender übers ganze Jahr. Zu jedem Teamgespräch gehöre auch das Nachdenken über ein Schriftwort oder einen anderen anregenden Text bzw., wie man heute sagt, einen geistigen Impuls, den jeweils ein anderes Mitglied des Seelsorgeteams vorträgt. Jedes Mal wird auch allen die Zeit gegeben zu erzählen, was einen bewegt, was gut gelingt, wo es Schwierigkeiten gibt. Dieser regelmäßige Ge-

dankenaustausch sei ihnen allen sehr wichtig. Einmal im Jahr findet eine solche Sitzung auch mit den Pfarrgemeinderäten und der Kirchenverwaltung statt. Dabei machte man sich unlängst Gedanken, wie Kirche im eigenen Viertel missionarischer wirken, wie Kirche einladender sein könnte. Da kamen viele Vorschläge, etwa, dass man auf Leute, die in der Pfarrei neu auftauchen zugeht und sie anspricht oder dass man die Sprache des Gottesdienstes, der Predigt überdenkt, damit sie von den Menschen verstanden wird oder wie man nicht in die Falle eines Übermaßes an Organisation auf Kosten des Wesentlichen tappt, für Pfarrer Hiedl ein großes Anliegen.

Die Pfarrseelsorge sei ein breites Aufgabenfeld. Sie sei spannender, aber auch viel zeitaufwendiger geworden. Früher habe man von einer Beständig-

Die Pfarrei liegt in einem Stadtviertel mit hohem Ausländeranteil, unter denen Muslime überwiegen; sie bildet also über das in einer Großstadt übliche Maß hinaus ein nur wenig kohärentes Ganzes. Innerhalb der Grenzen des Pfarrverbandes befindet sich das Kaspar-Stanggassinger-Haus, das die fremdsprachigen katholischen Missionen in München beherbergt. Gegenseitige Einladungen sind allerdings selten. Aber die Gemeinde von Maria-Heimsuchung feiert die Kartage zusammen mit den Spaniern. Die Mehrheit der Pfarrangehörigen kann man zur Mittelschicht zählen. Ansonsten sind alle Schichten von sozial sehr schwachen Leuten bis zu Akademikern vertreten, eben das bunte Bild einer Großstadt. Auch der Pfarrgemeinderat ist bunt gemischt. Zu ihm gehören auch einige junge Leute. Während viele der



Herbst 1953

keit der Strukturen ausgehen können und von einer Gleichmäßigkeit im Verhältnis der Leute zur Kirche. Heute hätten sie zu ihr ganz unterschiedliche Nähe oder Distanz. Ein Gespräch sei aber immer noch möglich. So habe er interessante Gespräche z.B. mit jungen Paaren. So führe er nicht nur ein Traugespräch, sondern zwei oder drei. Dabei werde auch der Traugottesdienst gemeinsam vorbereitet. Bei den Taufgesprächen sei es ähnlich. Solche Gespräche seien manchmal schwierig, aber es sei auch wieder schön, auf die jeweilige Situation der Leute eingehen zu können, die wiederum auch sehr dankbar seien, wenn der jeweilige Ritus einen persönlichen Bezug zu ihnen erhält. Da wäre es nun wichtig, dass man Kontakt hält oder nach der Taufe des Kindes einen Hausbesuch macht, aber das sei zeitlich einfach nicht zu machen. Die Mitarbeiter seien in der gleichen Situation.

alten Leute schon immer in der Pfarrei gewohnt haben, herrscht bei den jüngeren Pfarrangehörigen große Fluktuation. So werde es immer schwieriger Kandidaten für die Wahl zu diesem Gremium zu finden. Einige hören auf, andere ziehen weg. Überhaupt erschwere das Problem der Fluktuation in einer Großstadt die Arbeit für die Pfarrgemeinde. Auch die Jugendarbeit leide sehr darunter. Zwar sei er persönlich durch die neue Pastoralreferentin in diesem Bereich entlastet worden, aber die Probleme seien geblieben. Die Jugendarbeit, die früher möglich war, als jedes Jahr eine neue Gruppe entstand, die dann über Jahre zusammen gehalten hat, das gäbe es heute nicht mehr, obwohl den Jugendlichen im schönen neuen Pfarrheim viele Möglichkeiten zur Verfügung stünden. Sie hätten vielleicht Lust mal ein Vierteljahr mitzumachen, aber dann verlören sie ihren Spaß daran und hörten auf. Aber das

sei heute in der Jugendarbeit allgemein so. Die Pfarrei habe eine kleine, aber treue Schar von etwa 15 Ministranten und Ministrantinnen und dann noch einige, die gelegentlich auftauchen. Aber man müsse sich auch bewusst sein, dass die katholischen Jugendlichen im Viertel inzwischen in der Minderzahl sind. So habe er unlängst die Klassenlisten der vier dritten Klassen der Grundschule im Viertel eingesehen und feststellen müssen, dass unter den je 25 Kindern nur jeweils sechs bis neun Katholiken waren. Die anderen waren entweder konfessionslos oder gehörten allen möglichen Konfessionen und Religionen an, wobei Muslime überwiegen. In der Hauptschule verstärkt sich dieser Trend noch. Da kommt es schon vor, dass die katholischen Kinder gerade von den Konfessionslosen gehänselt werden und sie sich überhaupt fragen müssen, warum sie katholisch seien und ihre Nachbarn nicht. Er könne aber nicht behaupten, dass es unter den Kindern Streit aus religiösen Gründen gibt.

#### Was anders geworden ist

Natürlich hat man sich auch selbst gewandelt und ist mit dem Amt gewachsen. Als junger Priester, so erzählt er, sei er noch stark vom Seminar geprägt gewesen, wo alles streng geordnet war und nach einem festgesetzten Ritus vor sich ging. Als er dies auf den Gottesdienst, die Taufen, Hochzeiten oder Beerdigungen übertrug, habe er bald bemerkt, dass das Wesentliche an den Leuten vorbeiging und dass sie es sich anders wünschten. So bemühe er sich vor allem auf die Menschen, die mit einem seelsorglichen Anliegen kommen, in ihrer jeweiligen Situation einzugehen. Es gehe ihm nicht darum einen Ritus zu vollziehen, sondern auf die besonderen Umstände etwa eines Todesfalles Bezug zu nehmen, die Trauer wahrzunehmen und die Trauerfeier entsprechend zu gestalten. Früher war die Taufe eines Kindes so wie die eines jeden anderen. Jetzt sieht die Tauffeier bei einem Kind einer alleinerziehenden Mutter in schwieriger Situation anders aus als bei einem, das in eine kinderreiche Familie und einen großen Verwandtenkreis hineingeboren ist, wo man sich auf das Kind freut. Als Pfarrer habe man in der Seelsorge wirklich sehr große Freiheiten und müsse halt in jedem Fall individuell entscheiden. Man könne die Menschen dort abholen, wo sie sich befinden. So konnte er unlängst ein Ehepaar anlässlich ihrer silbernen Hochzeit trauen. Sein Vorgänger habe ihnen noch die Taufe der Kinder verweigert.

Während früher im Gottesdienst alles durch das Messbuch festgelegt war,

versuche er jetzt mehr die Menschen, die an dem Gottesdienst teilnehmen, stärker einzubeziehen. Er habe einen Gottesdienst vor Augen, zu dem die Gläubigen nicht nur als Zuschauer kommen mit der Erwartung, dass ihnen etwas geboten werde, sondern um ihn wirklich begeistert mitzufeiern. Die Pfarrei hat natürlich Lektoren, Kantoren und Kommunionhelfer, aber augenblicklich keinen Liturgiekreis, der die Feiertags-gottesdienstes mit vorbereiten würde. Sein Ideal sei immer noch das des Konzils, nämlich, dass der Gottesdienst Sache der ganzen Gemeinde ist. Das dem in der Pfarrei St. Rupert immer noch nicht so ist, habe wohl auch mit dem die Kommunikation wenig fördernden Kirchengebäude zu tun.

Pfarrer Hiedl ist schon der Meinung, dass sich durch das Konzil in der Kirche vieles positiv verändert hat und man hoffen konnte, die Kirchengemeinden werden aufblühen. Dem sei leider nicht so, denn die gesellschaftliche Entwicklung ist ganz anders wei-

stattungen, zu denen kein Trauernder mehr erscheint. Der Tote werde dem Bestattungsamt übergeben und der Leichnam gewissermaßen nur noch entsorgt. Das komme in seiner Pfarrei vielleicht fünf-, sechsmal im Jahre vor.

Den Angehörigen der Pfarrei werden über die Messgottesdienste hinaus mancherlei Möglichkeiten angeboten, ihr religiöses Leben zu vertiefen. Es gibt Bibelgespräche, es gibt meditative Gottesdienste reichum in den drei Pfarreien, ein Gemeindefestwochenende für Jung und Alt wird veranstaltet, im Rahmen der Vorbereitung zur Erstkommunion bieten wir eine Feier der Versöhnung, bei der man zur Ruhe, zum Nachdenken kommen kann. Man merke, dass dies die Leute gerne wahrnehmen, dass sie über eine schöne Feier zufrieden sind. Sie suchten, was ihnen gut tut, aber dann kommen sie wieder eine Zeitlang nicht. An den großen Kirchenfeiertagen nähmen schon noch sehr viele Leute am Gottesdienst teil, auch wenn man inzwi-



Pfarrkirche St. Rupert

tergegangen. Der Mensch lebt heute in vielen unterschiedlichen Welten: in der Arbeitswelt, der Freizeitwelt und daneben gibt es für ihn vielleicht auch noch den religiösen Bereich. Das kirchliche Angebot sei halt vielfach nur eines unter vielen. Die meisten Menschen sind vom Arbeitsbereich ausgefüllt. Dann bleibt kein Platz für anderes. Erschwerend sei auch die Anonymität der Großstadt. Betrübt erzählt Pfarrer Hiedl dass er am Tag zuvor auf der Beerdigung einer 88jährigen Frau war, die außer ihm und den Bediensteten des Beerdigungsinstituts kein Mensch zur letzten Ruhe begleitet hat. Auch er habe über das Städtische Bestattungsamt nur ihren Namen, ihr Alter und ihre Wohnadresse erfahren. Überhaupt häuften sich sogenannte anonyme Be-

schen merkt, dass etwa zu Weihnachten viele lieber wegfahren. Zum Gottesdienst an normalen Sonntagen versammeln sich in St. Rupert etwa 100 bis 200 Gläubige. In den beiden anderen Gemeinden sei es ähnlich. Viele Menschen hier haben Vorurteile gegen die Kirche und viele treten auch aus ihr aus. Trotz Nachbarschaftshilfe und Spendenbereitschaft fühle er sich oft allein gelassen, wenn es darum geht, sich für Menschen, die am Rande der Gesellschaft stehen, einzusetzen. So gebe es z.B. an der Grenze der Pfarrei eine Unterkunft für Asylbewerber. Er habe vergebens versucht Mitstreiter zu finden, die sich dort engagieren wollten, etwa bei der Kinderbetreuung. Kleider- oder andere Sachspenden zu erhalten, sei nicht das Problem, aber diejenigen,



### Pfarrfest

die versuchten sich auch persönlich einzubringen, haben sich schnell durch die ganze Problematik und die äußeren Umstände abschrecken lassen, obwohl er selbst mit der dortigen Caritas-Mitarbeiterin manches tun konnte. Entmutigend waren auch seine Erfahrungen, als in einem Arbeiterheim innerhalb der Pfarrei Obdachlose unterkommen sollten. Er sei der Meinung gewesen, dass auch diese Menschen eine Unterkunft finden müssten und dass man daher auch für sie etwas tun müsse. Nach heftiger, kontroverser Diskussion im Viertel löste eine Großorganisation den Fall, indem sie das Gebäude für ihre Zwecke aufkaufte. Das Pfarrteam ziehe bei solchen Vorhaben zwar schon mit, aber die wenigen können sich nicht überall engagieren. Immerhin kann er einem Obdachlosen im Pfarrhaus eine Unterkunft gewähren.

### Ökumene

Erfreulich sei die ökumenische Zusammenarbeit mit der benachbarten Gemeinde der evangelischen Auferstehungskirche. Vierteljährlich findet ein Treffen der Seelsorger statt. Am Palmsonntag und bei der Auferstehungsfeier begehen beide Gemeinden die Palmweihe bzw. die Weihe des Osterfeuers gemeinsam und ziehen dann in ihren jeweiligen Gottesdienst. Selbstverständlich sind ökumenische Gottesdienste, einmal im Jahr an einem Sonntag auf einem Platz im Viertel. Gemein-

sam werden auch Exerzitien im Alltag angeboten. Auch der Bibelnachmittag zum Beginn der Fastenzeit, an dem alle Altersgruppen unterschiedlich angesprochen werden, ist ökumenisch organisiert.

### Das Pfarrheim

Das große Plus der Pfarrei sei das neue Pfarrheim. Während sich das Kirchengebäude dem Kontakt mit der Umwelt eher verschließt und sich die Beter drinnen verloren vorkommen müssen, wirkt neue Pfarrheim nicht nur einladend, sondern erlaubt auch die vielfältigsten Aktivitäten. Das Bedürfnis eines zu bauen war sehr groß, weil die räumlichen Voraussetzungen in der Pfarrei völlig unzulänglich waren. Es sei ein ewiges Hin und Her gewesen bis man nach langen Verhandlungen von der Stadt München ein Grundstück an der Gollierstraße kaufen konnte. In gewisser Hinsicht habe ihn die Angelegenheit sehr beansprucht, aber es habe damals einen sehr guten Bauausschuss gegeben, der ihm, dem Pfarrer, viel Arbeit abgenommen habe. Die Erzdiözese habe das Vorhaben großzügig unterstützt, doch sei man durch die lange Planungsphase in die Zeit geraten, da das Kirchensteueraufkommen einbrach, was einen Baustopp zur Folge hatte. Zwei Jahre lang sei nichts ge-



### Pfarrheim St. Rupert

schehen, aber da man inzwischen die Baugenehmigungen der Stadt München hatte, wollte man das Vorhaben nicht wieder rückgängig machen, und so seien sie zu diesem schönen Bau gekommen, der im September 1998 eingeweiht wurde. Seither steht das Pfarrheim allen möglichen Aktivitäten, von denen viele von Pfarrangehörigen initiiert werden, zur Verfügung. Der Bau des Münchener Architekten Adalbert Bunge erregt auch das Interesse anderer Architekten und wird oft besichtigt.

Ohne Pfarrheim wären viele der Angebote der Pfarrei nicht möglich.

### Wünsche

Wenn man Pfarrer Hiedl fragt, was er sich am meisten wünsche, dann hört man den Wunsch nach mehr Zeit, nach viel mehr Zeit zum Beten und Meditieren, um aus der Tiefe zu schöpfen, nach Zeit, um immer offen sein zu können für die Menschen, die mit ihren Anliegen und Sorgen zu ihm kommen, nach Zeit zur guten Predigtvorbereitung, um die Frohbotschaft recht hinüber zu bringen, das Befreiende am Glauben, der Stärkung für das Alltagsleben sein kann. Aber manchmal reiche die Zeit dazu nicht. Dann predige er lieber kurz, denn er möchte nicht in leeres Gerede fallen. Er bedauert, dass die Zuhörer sich zu wenig zum Gehörten äußern. Es ist ganz selten, dass jemand was sagt und fast nie, dass jemand Kritik übt. Auf alle Fälle nehme er sich aber auch Zeit für theologische Fortbildung. Dies sei sehr wichtig. Fast sei er auf dem Sprung zur alljährlichen Fortbildung seines Weiekurses in Bernried, diesmal mit Professor Neuner, einem Kurskollegen. Auch im Institut für theologische Fortbildung in Freising wird viel angeboten und da schauere er schon, dass er das eine oder andere Angebot annehmen kann. Natürlich könne man sich nicht auf allen Gebieten auf dem Laufenden halten, ihn interessiere vor allem Bibelexegese und Fragen der Kirchenarchitektur. Gerade bei den Problemen seines Kirchengebäudes suche er immer nach Ideen, die man vielleicht auch realisieren könnte. Studenten und Studentinnen der Architektur an der Technischen Universität München haben sich mit Frau Prof. Hannelore Deubzer und mit Frau Maria Schwarz, Köln, im Sommersemester 2001 mit dem Thema „Umgestaltung des Inneren von St. Rupert“ beschäftigt. Sie haben sehr interessante Entwürfe entwickelt. Wenn er die Möglichkeiten und die Mittel hätte, würde er sie vor allem zur Verschönerung der Pfarrkirche einsetzen, damit die eigentlich ganz gute personelle Besetzung und die ausreichend finanzierte Arbeit des Pfarrteams auch einen einladenden Rahmen fände und die Gemeinde einen Kirchenraum, der zum Beten und zum Feiern des Gottesdienstes einlädt.

*Manfred Musiol*



# Das Humanistische Gymnasium Freising – im Umbruch der Nazizeit

## Gymnasiast als Zeitzeuge (1933 - 1936)

Prälat Dr. Alfred Läßle, geboren 1915, Schüler des Dom-Gymnasiums 1928 - 1936, Beginn des Theologiestudiums 1936, 1939 - 1945 Kriegsdienst bei der Luftwaffe, 1947 Priesterweihe, 1948-1952 Dozent am Priesterseminar Freising, 1951 Promotion, 1952 - 1970 Religionslehrer und Seminarleiter am Max-Planck-Gymnasium in München, 1970 - 1972 Pädagogische Hochschule Landau/Pfalz, 1972 Ordinarius für Katechetik und Religionspädagogik an der Universität Salzburg, 1978 - 1980 Dekan der Theologischen Fakultät.

In der Biographie jedes Menschen gibt es Personen, Orte, Erlebnisse, die eine bleibende Spur hinterlassen. Ein hoher Offizier der Luftwaffe gestand mir, während der härtesten Einsätze des Zweiten Weltkriegs sei es in seinen Träumen von Mathe-Schulaufgaben des Gymnasiums aufgeschreckt worden.

In meinem Leben (Jahrgang 1915) ist das Humanistische Gymnasium Freising (damals noch in den alten Gebäuden um den Domhof) weit mehr als verblässende Erinnerung. Mein Menschsein, meine Entscheidung zum Priesterberuf, meine schriftstellerische Wirksamkeit (über 130 Bücher) und meine wissenschaftliche Tätigkeit als Universitätsprofessor für Katechetik und Religionspädagogik an der Universität der Mozartstadt Salzburg haben tiefe und entscheidende Impulse durch „Freising“ erhalten.

Freising ist mir in verschiedenen Etappen meines Lebens zur Heimatstadt geworden: 1928 - 1936 (Besuch des Humanistischen Gymnasiums), 1947 (Priesterweihe), 1948 - 1952 (Dozent im Priesterseminar). Mit Latein und Griechisch (damals auch im Abitur) erlernte man nicht nur Sprachen der Antike. Man begegnete bleibenden Fundamenten der abendländischen Kultur und Kunst. Gerade in den brisanten politischen Entscheidungen wie auch in Kriegseinsätzen der Luftwaffe und selbst noch in amerikanischer Kriegsgefangenschaft waren Orientierung und Richtmaß jene Fundamente, die bei der Lektüre lateinischer und griechischer Schriftsteller wie auch der Lesung deutscher und englischer Literaten stetig in mir gewachsen sind.

### Unsere Gymnasialprofessoren



Ohne einzelne Gymnasiallehrer beim Namen zu nennen (besser sind sie mit ihren Spitznamen in Erinnerung geblieben), kann ich nur mit großer Dankbarkeit und mit hohem Respekt von ihnen sprechen. Am Freisinger Gymnasium (1928 - 1936) erschienen sie mir wie schrecklich alte Opas mit ihren schrulligen Eigenheiten, obwohl sie meist zwischen 50 und 60 Jahre alt waren. Sie waren für uns letzte Überlebende der römischen und griechischen Antike. Die Antike war das Biotop, der Jungbrunnen, die Freude ihres Lebens und Wirkens. Sie waren streng und unerbittlich gegen sich selbst und verlangten von uns (ohne dass man von autoritärer Erziehung gesprochen hat) Lernbereitschaft, Genauigkeit, Disziplin.

Das griechische Ideal des Kalóskathós sollte in uns aufleuchten, wie es Friedrich Nietzsche aussprach: „Rechtwinkelig an Leib und Seele.“ Vom persönlichen und familiären Leben unserer Gymnasialprofessoren wussten wir kaum etwas. Ihr religiöses Leben begegnete uns beim Schulgebet, vor allem beim Anfangs- und Schlussgottesdienst im Hohen Dom, wo sie mit feierlicher Umständlichkeit im Chorgestühl Platz nahmen.

### Die politische Atmosphäre

Weithin war die Bildung und Erziehung

„apolitisch“. Man war daher nach der Machtergreifung Hitlers (am 30. Januar 1933) kaum zu einem persönlichen Urteil fähig. Von meiner frommen Mutter in meiner Werdenfeller Heimat Partenkirchen hörte ich nur hinter erhobener Hand: Hitler bedeutet Krieg! Hitler verfolgt Kirche und Juden! Wo die einzelnen Gymnasiallehrer politisch standen, war uns Schülern unbekannt. Sie waren mit ihren Äußerungen überaus vorsichtig, um ja nicht ihren Posten zu verlieren oder gar vor ein Nazigericht gestellt zu werden. Man horchte auf, wenn ein Geschichtslehrer von einem Schuljahr zum andern nicht mehr von Karl dem Großen, sondern vom „Sachsenschlächter“ sprach und bei der Behandlung des Canossastreits die politisch-kaiserliche Position favorisiert wurde. Es war ein in allen Klassen wie ein Lauffeuer durchgehendes Gerede, ein Gymnasiallehrer für Mathematik habe in Freising an einer Straßenschlacht teilgenommen (Bald darauf wurde er als Oberstudiendirektor nach W. empor befördert.). Es waren „Pflichtübungen“, die Führersprachen, die durch Lautsprecher in die Klassenzimmer übertragen wurden, gemeinsam zu hören. Anschließend Diskussionen darüber gab es nicht. Akribisch genau wurden sie jedoch im Jahresbericht vermerkt, um bei Kontrollen durch das Kultusministerium oder der Freisinger Parteiführung bestehen zu können.

Sowohl der „Völkische Beobachter“ (Eher-Verlag München) wie das von Julius Streicher in Nürnberg veröffentlichte antisemitische Pamphlet „Der Stürmer“ waren unbekannt. Selbst die Namen der christlichen Parteien „Bayerische Volkspartei“ bzw. „Zentrum“ waren uns unbekannt. Man hörte zwar von den Notverordnungen des Reichskanzlers Brüning, aber die Hintergründe der Machtergreifung Hitlers am 30. Januar 1933 (Ich war damals in der 6. Gymnasialklasse) waren nicht bekannt.

Im Knabenseminar hörte man von der katholischen Jugendbewegung, deren Zentrale sich im Haus Altenberg bei Düsseldorf befand und dessen Generalpräses der aus München stammende Ludwig Wolker (1887 - 1955) war. Es gab nur eine einzige Jugendformation – die Marianische Schülerkongregation. In den Jugendzeitschriften des Hauses Altenberg stand damals das Wort

„Reich“ hoch im Kurs; aber es verband sich damit nicht politische Mitsorge und Mitverantwortung. Es war vielmehr das „Reich Gottes“, das „Reich der Seele“, das Reich der Dichter und Denker. Mit Begeisterung wurde gelesen das Buch „Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis“ von Walter Flex (1887 - 1917). Selbst von Rainer Maria Rilke (1875 - 1926) ließ man sich anstecken. Sein „Stundenbuch“ war romantische Mystik. Sein schmales Werk „Die Weise von Liebe und Tod des Cornet Christoph Rilke“ (1906) begeisterte durch den Satz: „Ich trage die Fahne“. Von Hand zu Hand weitergereicht und mit innerer Betroffenheit und stummer Nachdenklichkeit wurde gelesen das von Philipp Witkop herausgegebene Werk „Kriegsbriefe gefallener Studenten“ (Erstauflage: München 1928). Wer hätte damals gedacht, dass alle meine Mitabsolventen in einen noch längeren und schrecklicheren Zweiten Weltkrieg hineingezogen würden und dass ein Drittel ihr Leben lassen werde?

Eine spätere, kritische Stellungnahme zu dieser Situation hat Friedrich Heer (1916 - 1983) über diese romantische Verzauberung des Wortes Reich abgegeben (Der Glaube und die moderne Welt. Dem Gedenken von Romano Guardini. In: Universitas 23/1968/1193 - 1196). Die Schwierigkeiten jugendbewegter Katholiken in der Anfangszeit des Nationalsozialismus hat als Redakteur des „Leuchtturms“ (Neudeutschland) bereits 1933 Jesuitenpater Jansen-Cron begründet und aufgezeigt: „Das Träumen vom Reich ist sinnlos, die harte Wirklichkeit ... soll man nicht durch eine Sakralisierung des Reichsbegriffs verwischen“.

Am Humanistischem Gymnasium Freising gab es, deutlich vom Jahr 1934 an, in den mittleren Klassen Schüler, die der Hitler-Jugend angehörten, in den oberen Klassen Schüler, die der SA beigetreten waren und die mit ihren braunen Reithosen und schwarzen Stiefeln sich immer deutlicher profilieren. Keiner der Knabenseminaristen gehörte einer NS-Formation an.

Während der Schulpausen trennten sich selbst in den Klassenverbänden die „Nazis“ von den „Schwarzen“, den Seminaristen. Aber es war keineswegs so, dass man nicht mehr miteinander sprach oder dass man befürchten musste, ein Nazi-Mitschüler würde eine kritische politische Aussage eines Mitschülers an den Nazi-Oberbürgermeister Lederer oder an den Bannführer von Freising weiterleiten. Ich kenne – wenigstens in den Jahren 1933 bis 1936 – keine solche Denunziation, weder eines Lehrers noch eines

Schülers.

Man kann aber durchaus sagen: Das Humanistische Gymnasium war ein „schwarzes“ Gymnasium, in dem keineswegs mit Begeisterung, sondern als Pflichtübung die nationalsozialistischen Richtlinien und Neuerungen eingeführt wurden. Es war zwar eine schwierige Balance, aber eine durchaus belastbare und vor der Geschichte bestehende, tolerante Ko-Existenz politischer wie religiöser Verschiedenheit.



Abiturient 1936

In Bayern gab es nach dem März 1933 Persönlichkeiten und Aussagen, die die schwierige Balance zwischen National und Christlich (wenigstens in den ersten Anfängen) ermöglichten – wobei durchaus unterstellt werden kann, dass es raffinierte Taktik war. So wurde Franz von Epp (1868 - 1947), der wegen seiner früheren Wallfahrten nach Altötting respektvoll-ironisch „Muttergottesgeneral“ genannt wurde, Reichsstatthalter in Bayern. Der erste nationalsozialistische Kultusminister Hans Schemm (1891 - 1935) hat die Parole ausgegeben: „Unsere Religion heißt Christus, unsere Politik Deutschland“. Als pädagogische Richtlinie gab er aus: „Kein Kind in Bayern – ohne nationale oder christliche Erziehung“ (nachzulesen in: Ludwig Volk, Der Bayerische Episkopat und der Nationalsozialismus 1930 - 1934. Mainz 1965,66).

Von meinen Mitabsolventen wurde ich als Knabenseminarist einstimmig gewählt, am 18. März 1936 die Dankesworte der Absolvía 1936 zu sprechen (Darüber berichteten die „Freisinger Nachrichten“ am 20. März 1936). Darin wurde von der Verantwortung für die Volksgemeinschaft gesprochen. In meiner Ansprache kamen aber die

Worte „Hitler“ oder „Führer“ nicht vor. Wie „schwarz“ das Humanistische Gymnasium Freising noch 1936 war, belegt der Jahresbericht 1935/36. Dort ist festgehalten: Von den 57 Abiturienten „wollen sich 40 der katholischen Theologie zuwenden“ (Seite 26).

#### Der unvergessene Verrat

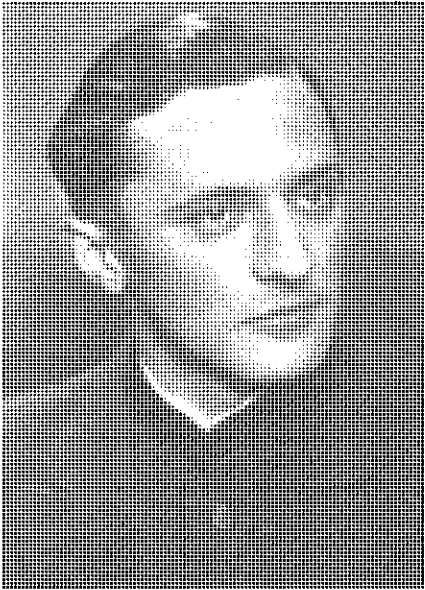
Meine Gymnasialzeit in Freising enthält auch ein dunkles Kapitel, das mich und viele meiner Mitschüler tief berührte. Den Lehrern des Humanistischen Gymnasiums Freising war bekannt, was sich Ende 1933 und Anfang 1934 im Erzbischöflichen Knabenseminar abgespielt hat. Sie haben darüber im Unterricht nicht gesprochen. Viele haben darunter sehr gelitten und waren gegen uns betroffene Knabenseminaristen gütig und einfühlsam. Den meisten Mitschülern waren höchstens einzelne Informationen bekannt; sie wussten aber nicht, was wirklich die volle und ganze Wahrheit ist: der Fall Roßberger, der ein Fall Hartl war!

Joseph Roßberger (geboren in Miesbach, Priesterweihe 1913), war seit 1925 Musikpräfekt in den Seminarien in Freising. Ich war damals im Chor des Knabenseminars und habe mit Max Eham, dem späteren Domkapellmeister in München, unter der Stabführung Roßbergers die Altmelodien aus dem gleichen Notenblatt gesungen. Der Musikpräfekt muss meine Musikalität, vor allem mein sicheres Gespür für den Rhythmus erkannt haben. In einer Vielzahl von Einzelstunden bildete er mich als Trommler und Paukenschläger aus. Ich erlernte die richtige Handhabung der Trommelschläger, das genaue Einstimmen und Umstimmen der Pauken. In wenigen Monaten war ich ein konzertreifer Schlagzeuger. In den letzten Stunden meines Sonderunterrichts hat Musikpräfekt Roßberger auf dem Konzertflügel einen Walzer, einen Marsch oder eine Ouvertüre improvisiert, zu denen ich ohne Noten das Schlagzeug bediente.

Der Musikpräfekt Joseph Roßberger, der aus seiner Miesbacher Heimat ebenso die Volksmusik wie das Haberfeldtreiben kannte, war ein Vollblut-Musiker, ein fröhlicher Mensch, ein für junge Menschen und für ihre kleinen Wehwehchen aufgeschlossener Priester. Gern tröstete und ermutigte er mit dem Vers von Heinrich Pesch (1954 - 1926):

Das Leben ist ein Orchester,  
Spiele nur mit, mein Bester!  
Und halte Takt in Spiel und Rast,  
Wenn Du auch nie ein Solo hast!

Im Oktober 1931 wurde Joseph Roß-



**Dozent im Priesterseminar Freising  
(1948 - 1952)**

berger durch Kardinal Michael von Faulhaber zum Direktor des Erzbischöflichen Knabenseminars ernannt. Ein Jubelschrei der Freude hallte durch den Lichthof des Knabenseminars. Vier Präfekten standen ihm zur Seite: Max Mangold, Albert Hartl, Dr. Michael Höck und Georg Oberndorfer.

Zunächst die Vorgeschichte: Am Abend des 27. Februar 1933 (knapp einen Monat nach Hitlers Machtergreifung) brannte das Reichstagsgebäude in Berlin lichterloh. Um 21.27 Uhr wurde der Holländer Marinus van der Lubbe gestellt. Vor dem Reichsgericht in Leipzig übernahm er die Alleinverantwortung und wurde am 10. Januar 1934 hingerichtet. Bereits am 28. Februar 1933 (genau einen Tag nach dem Reichstagsbrand) ist die „Verordnung zum Schutz von Volk und Staat“ erlassen worden, die Grundlage der totalen Naziherrschaft wurde.

Viele Deutsche der damaligen Zeit wagten nicht auszusprechen, was sie dachten: Ob nicht doch die Nazis selbst den Reichstag angezündet haben, um entscheidende Artikel der Verfassung außer Kraft zu setzen, die politischen Parteien zu verbieten und durch Verordnungen und Gesetze die rechtlichen Grundlagen einer totalen Diktatur zu schaffen! In der Nachkriegszeit hat es heftige Debatten gegeben über die Gesetzgebungskompetenz Hitlers als Führer und Reichskanzler wie über den schwer zu fassenden Bereich der Regierungskriminalität.

Nun wieder zurück zur politischen Situation in Freising: In einer gelösten Abendrunde im Gesellschaftszimmer (im Parterre) des Knabenseminars saßen am 30. Oktober 1933 Seminardirektor

Joseph Roßberger mit seinen vier Seminarpräfekten, alle Priester, zusammen. Ein Gesprächsthema war der gerade laufende Reichstagsbrand-Prozess in Leipzig. Direktor Roßberger sprach aus, was sehr viele Deutsche damals dachten, ob nicht doch die Nazis selbst den Reichstag angezündet hätten.

Es war völlig überraschend, dass am 17. November 1933 Roßberger von der Gestapo in „Schutzhaft“ genommen wurde. Wie konnten die Nazi-Behörden wissen, was in einer kleinen Runde gesprochen wurde? Das vertrauliche Gespräch wurde ausgeplaudert durch den Seminarpräfekten Albert Hartl und zwar an den Freisinger Oberbürgermeister Karl Lederer. Dessen Bruder Otto Lederer (1908 - 1977) war damals Kaplan in München.

In der Zeit zwischen Verhaftung und Prozess hat Erzbischof Kardinal Faulhaber jene fünf Predigten am 3., 10., 17., 24. und 31. Dezember 1933 in St. Michael, der größten Kirche Münchens, gehalten, die weit über Bayern und Deutschland hinaus die Weltöffentlichkeit in Spannung gehalten haben.

Am 2. Januar 1934 kam es zu einem Sondergerichtsverfahren im Münchener Justizpalast, das neun Stunden dauerte. Die drei Seminarpräfekten Max Mangold, Dr. Michael Höck und Georg Oberndorfer haben gut beraten und geschickt ihre Antworten gegeben. Einziger und äußerst redseliger Belastungszeuge war der Priester und Seminarpräfekt Albert Hartl. Zur allgemeinen Überraschung legte er einen Urkundenbeweis vor, einen kleinen Zettel mit einem Stenogrammeintrag, auf dem klar und deutlich vermerkt war, Roßberger habe am 30. Oktober 1933 gesagt, „der Reichstag sei von der Nazi-regierung selbst angezündet worden“. Dieses (echte?) Stenogramm eines angeblich vernichteten Tagebuchs ist heute noch in den Gerichtsakten vorhanden. Das Urteil des Sondergerichtsverfahrens lautete: „Acht Monate Gefängnis auf Grund des Heimtückegesetzes“. Roßberger musste diese acht Monate im Gefängnis in Nürnberg absitzen.

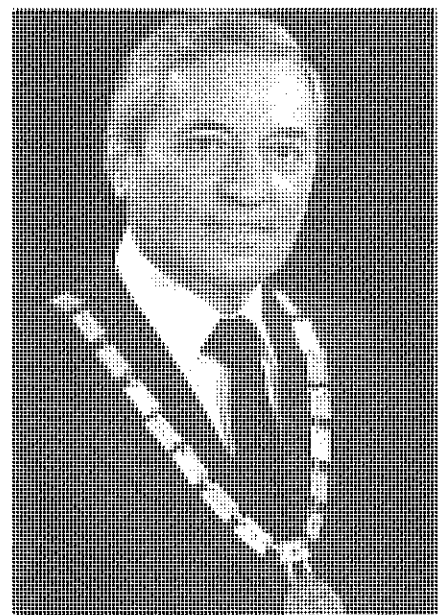
Der geistliche Präfekt Albert Hartl (geboren 1904, Priesterweihe in Freising durch Kardinal Faulhaber 1929, 1932/33 Präfekt im Knabenseminar) war bereits seit Juli 1933 Mitglied der NSDAP. Drei Tage nach dem Prozess, am 5. Januar 1934, verließ er den kirchlichen Dienst, trat aus der Kirche aus und in die SS ein. Er war ein enger Mitarbeiter des aus dem katholischen Milieus Münchens stammenden Heinrich Himmler, ferner Leiter des berüch-

tigten Kirchenreferats und zeitweilig Vorgesetzter von Adolf Eichmann (Amt IV B 4; hingerichtet am 31. Mai 1962 in Ramla bei Tel Aviv /Israel).

Unter dem Pseudonym Anton Holzner gab Hartl 1939 eine Autobiographie „Das Gesetz Gottes“ (im Nordland Verlag, Berlin) heraus. Hartl überlebte Krieg und Drittes Reich. Er kehrte nicht mehr zur Kirche zurück. Aus Äußerungen, die Hartl dem Kirchenhistoriker Georg Denzler gemacht hat und durch diesen veröffentlicht wurden, kann erschlossen werden, dass Hartl, der „Hauptbelastungszeuge“ im Roßberger-Prozess, keinerlei Reue, keine Veränderung seiner politischen und kirchlichen Einstellung zeigte.

Wie und warum Hartl so glimpflich durch das Entnazifizierungsverfahren gekommen ist, ist vielen unverständlich. Während viele seiner früheren Untergebenen zum Tod verurteilt wurden, kam er nur mit geringen Blessuren davon, vielleicht wegen nicht weniger Eigenmächtigkeiten und Disziplinlosigkeiten, die sich Hartl seit 1941 geleistet hat und die ihm eine Beförderungssperre einbrachten. 1982 ist Albert Hartl in Ludwigshafen gestorben.

Ich selbst habe 1932 und 1933 Albert Hartl als 18jähriger Knabenseminarist erlebt. Beim Morgenstudium unmittelbar vor der heiligen Messe hat Präfekt Hartl, breit aufgeschlagen und für jeden sichtbar, den „Völkischen Beobachter“ als Vorbereitung gelesen. Bombastisch und in fast unerträglichen Lautstärke hat er in der kleinen Seminarkapelle seine Predigten herausgeschrien. Wer mit mir einen solchen „Spitzel in der schwarzen Soutane“ erlebt hat, wurde



**Dekan der Theologischen Fakultät  
der Universität Salzburg  
(1978 - 1980)**

gezwungen, seine eigene Berufsfrage zu stellen: Will ich ein solcher Priester, ein Verräter-Priester werden? Die meisten meiner damaligen Mitsenaristen haben im Klartext erfahren, wohin in Deutschland die Reise geht. Immer deutlicher wurde den meisten von uns die politische Einsicht, dass der Kirche trotz des Konkordatsabschlusses (20. Juli 1933) bittere Zeiten bevorstehen.

Eine kleine Anmerkung: Der im Roßberger-Prozess bereits genannte Dr. Michael Höck (geboren 1903 in Inzell, 1924 Abitur in Freising, 1930 Priesterweihe in Rom) war 1931 bis 1934 mein Präfekt im Knabenseminar. 1941 wurde er in „Schutzhäft“ genommen, ohne je den Grund zu erfahren. Seit Juli 1941 war er zusammen mit dem späteren

Münchener Weihbischof Johannes Neuhäusler, mit dem evangelischen Pastor Martin Niemöller und dem Abt von Metten, Korbinian Hofmeister, im KZ Dachau und zwar in Kommandaturarrest. Am 29. April 1945 wurde er mit Tausenden seiner Mithäftlinge von der US-Armee befreit.

Nach meiner Rückkehr aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft fand ich den „Michi“, wie er liebevoll genannt wurde, als neuen Regens im Priesterseminar Freising vor. Von 1948 bis 1952 durfte ich als Dozent unter seiner Regie wirken: Der glaubwürdige Präfekt und gütig gewordene KZler schenkte mir das Du der Freundschaft.

In der Sinfonie meines Lebens ist der

prägende Ton ein dankbares Dur als Erinnerung an Freising, sein Humanistisches Gymnasium wie sein Knabenseminar. Aber auch Moll-Akkorde sind nicht zu überhören – der Verrat eines Priesters durch einen Priester. Was mit mir viele damals dachten, daran denke ich immer wieder, wenn das Lied mit dem Text von Max von Schenkendorf (1783 - 1817) angestimmt wird:

Wenn alle untreu werden,  
so bleiben wir doch treu...  
Wir woll'n das Wort nicht brechen,  
nicht Buben werden gleich,  
woll'n predigen und sprechen  
vom heil'gen deutschen Reich.

*Alfred Läßle*

---

HypoVereinsbank  
in Freising  
Untere Hauptstraße 5  
Telefon 081 61/497-0

# Vorsorge? Sparen, ohne es zu merken.

Es ist nicht jedermanns Sache, sich damit zu beschäftigen, was in 20, 30 Jahren sein könnte. Trotzdem ist es in den meisten Fällen sinnvoll. Das predi-

gen wir nicht, sondern zeigen Wege auf, wie aus kleinem Geld unbemerkt ein Vermögen wird.

Leben Sie. Wir kümmern uns um die Details.

HypoVereinsbank

Ein Mitglied der HVB Group

# Als Krankenhauspfarrer im Klinikum Großhadern

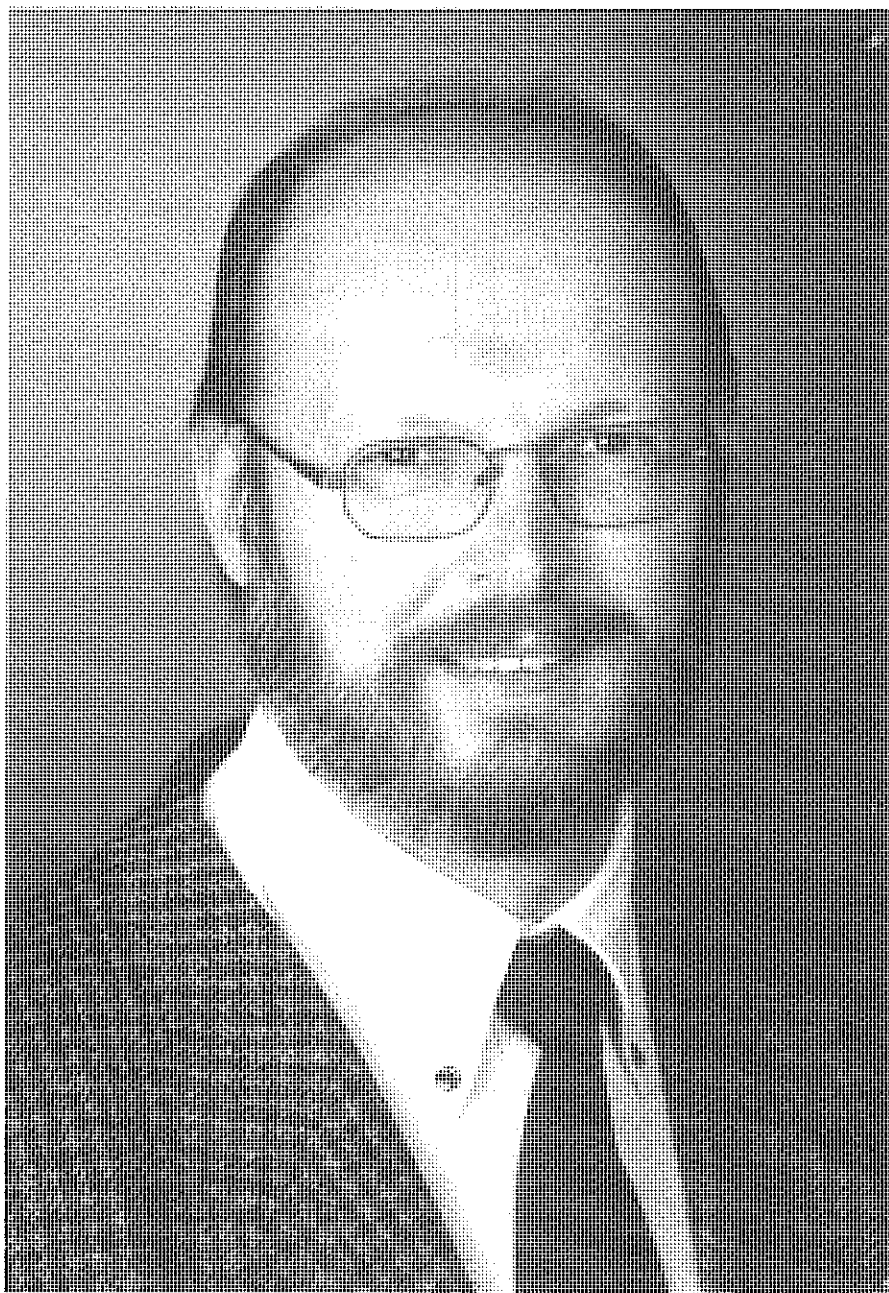
Für Menschen in Not da zu sein ist eine Säule christlicher Verkündigung. Die Krankenhauseelsorge bezieht sich auf das Bibelwort Matt 25,36 („ich war krank, und ihr habt mich besucht“) und geht dieser Aufgabe in besonderer Weise mit dem Blick auf kranke Menschen und meist auch auf deren Angehörige nach. Sie zu besuchen, ihnen Zeit und Zuwendung zu schenken, ihnen zuzuhören und mit ihnen zu sprechen, ein Stück des Weges mitzugehen, sie zu trösten und sie in schweren, oft existentiell bedrohlichen Phasen zu begleiten sind dabei Schwerpunkte. Oft ergeben sich auf diesem Weg auch ein gemeinsames Gebet, Segnungen und die Feier der Sakramente. Dazu kommen die regelmäßigen Gottesdienste in der Klinikkirche. Und als Krankenhausseelsorger sind wir auch Ansprechpartner für die Beschäftigten des Klinikums.

Großhadern ist ein Klinikumsstandort der Ludwig-Maximilians-Universität München. Es gibt hier ca. 1.400 Betten, etwa 100.000 Patienten pro Jahr werden hier behandelt und 30.000 Operationen vorgenommen. Ungefähr 4.700 Leute sind hier beschäftigt. Diese Zahlen lassen etwas von der Größe des Klinikums erahnen.

Forschung und Lehre haben an einer Uni-Klinik einen hohen Stellenwert und Großhadern hat diesbezüglich Weltruf. So kommen Patienten mit schweren und schwersten Erkrankungen aus aller Herren Länder hierher. Sie haben meist schon einen langen Weg hinter sich. Der Hausarzt schickt sie zum Facharzt, der weiter zum nächsten Spezialisten, bis es dann schließlich nach Großhadern geht, wo sie sich Hilfe und Rettung erhoffen. Entsprechend angstbesetzt treffen sie hier ein. Die meisten denken da nicht an seelsorgerliche Begleitung, sondern erwarten eine bestmögliche Behandlung ihrer Krankheit.

In diesem Umfeld bin ich nun seit sechseinhalb Jahren als Krankenhauspfarrer tätig. Im Team der Katholischen Seelsorge, das ich seit Ende 1997 auch leite, sind wir z.Zt. fünf hauptamtliche Seelsorgerinnen und Seelsorger. In enger ökumenischer Zusammenarbeit mit den hauptamtlichen evangelischen und mit einem großen Kreis von ca. 25 ehrenamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorgern nehmen wir die Aufgaben der Seelsorge wahr.

Zu den überraschenden Erfahrungen



gehört für mich von Anfang an die Offenheit der Seelsorge gegenüber, auf die ich stoße, gerade auch bei Leuten, die mit „Kirche“ nichts oder nicht mehr soviel am Hut haben. Es kommt nur selten vor, dass ich abgewiesen werde. Wenn jemand einige Tage im Krankenhaus ist, dann hat er nicht nur viele Untersuchungen und Behandlungen, die ihn tagsüber beschäftigen. Er hat viel Zeit zum Nachdenken, die er bisher so nicht hatte. Viele Fragen tauchen auf. Geht es dem Ende zu? Kann mir geholfen werden? Wie geht es mit der Familie weiter? Wie geht es beruflich weiter, kann ich überhaupt den Beruf noch ausüben? Finde ich etwas, was mich

krank gemacht hat oder dazu beigetragen hat? Welche Veränderungen in meinem Leben sind notwendig? Seelsorge ist ein Angebot, mit jemanden von außen über diese Fragen zu sprechen. Und oft gehen die Fragen dann tiefer und bekommen eine geistliche, eine spirituelle Dimension. Was gibt mir jetzt Halt im bodenlosen Fall nach der Diagnose, in der Ohnmacht, in der Wut? Es geht um die grundlegende Bedeutung von „religio“. Wo finde ich jetzt meinen Rückhalt, wo bin ich rückgebunden und getragen? Was gibt mir Kraft? Dieser Aspekt gewinnt bei vielen Menschen im Kranksein eine größere Bedeutung als in gesunden Tagen. Die



spirituelle Wahrnehmung ist geschärft und die Auseinandersetzung mit dem Sein rückt vor den medizinischen Fragen in den Mittelpunkt. Der Weg durch eine schwere Krankheit braucht nicht nur medizinische Betreuung. Er geht nicht ohne Spiritualität – wie immer sie geprägt sein mag. Die Bedeutung von kirchlicher Nähe bzw. Distanz und persönlicher Frömmigkeitsformen zeigt sich dann individuell. Dies verlangt vom Seelsorger große Offenheit und Bereitschaft, auf die Leute zuzugehen, unabhängig von der Konfession oder Kirchengemeinschaft. Es geht um den Menschen, der jetzt in seiner persönlichen, einzigartigen Situation da ist.

Oft werde ich gefragt, wie ich das aushalte, es täglich mit schwerkranken und sterbenden Menschen zu tun zu haben. Natürlich kostet das viel Kraft. Aber ich bekomme auch viel in diesen Begegnungen geschenkt. „Alles Leben ist Begegnung“ hat Martin Buber einmal gesagt. Dies gilt auch und gerade für die Arbeit im Krankenhaus. Ich begegne hier vielen Menschen, sicher in einer besonderen Situation. Aber es sind viele Begegnungen, die dem Leben helfen und dienen. Kranke Menschen schöpfen aus diesen Begegnungen, und ich ebenso. Ich erfahre tagtäglich Erfüllung. Sicher ist es dazu noch notwendig, auch außerhalb des Klinikums einen Ausgleich zu finden, sei es für mich allein, im Freundeskreis, in der Freizeit oder in der Natur und dabei das „normale“ Leben zu sehen. Das allein würde aber nicht ausreichen. Die Erfahrung, welchen Sinn meine Aufgabe macht und mein persönlicher Glaube (in dem ich vor Gott auch all die Ohnmacht, die Hilflosigkeit, die Wut, den Zorn, die offenen Fragen und auch alle Bitten hintragen darf) geben mir die Kraft dafür.

Am Anfang meiner Studien- und Berufswahl habe ich nicht im Traum daran gedacht, einmal als Krankenhausseelsorger zu arbeiten. Ich war sieben Jahre meiner Gymnasialzeit im Erzbischöflichen Studienseminar als Internatschüler. In dieser Umgebung ist natürlich der Gedanke an das Theologiestudium immer irgendwie präsent, auch dann, wenn ich es mir als Jugendlicher für mich immer weniger vorstellen konnte. Nach dem Abitur hatte ich zunächst auch genug vom Lernen und wollte gar nicht mehr studieren, sondern mir eine andere Ausbildung suchen. So kam ich zunächst als Wehrpflichtiger zur Bundeswehr. In dieser Zeit merkte ich, dass das Interesse am

Theologiestudium und evtl. sogar am Priesterberuf sich immer wieder rührte, aber auch eine gewisse Scheu und Unsicherheit da waren. Einige Bekannte studierten bereits Theologie. Gespräche mit Ihnen ermutigten mich, mit dem Leiter des Priesterseminars Kontakt aufzunehmen. Diesem schilderte ich meine Situation, und er sagte zu mir: „Die Zeit des Studiums und die Zeit der Ausbildung im Seminar ist dazu da, dass Sie herausfinden, ob dies der richtige Weg für Sie ist.“ Das half mir weiter und ich begann mit dem Studium und der Ausbildung im Priesterseminar.

1982 war dann die Priesterweihe im Freisinger Dom. Dann folgten zwei Stellen als Kaplan. Die ersten drei Jahre in Dachau - St. Jakob, die nächsten drei Jahre im Pfarrverband Erdweg, Lkrs. Dachau. 1988 übernahm ich dann als Pfarrer die Gemeinde Eichenau. Sieben Jahre war ich dort. In dieser Zeit wurde mir klarer, dass ich für meinen weiteren Weg eine Stelle suchen werde, die weniger mit Leitungsaufgaben einer Gemeinde und mehr mit seelsorgerlichen Aufgaben zu tun hat. In meinem Suchen kam ich einmal mit dem Leiter des Fachbereichs Krankenhausseelsorge ins Gespräch und er fragte mich, ob ich mir eine Stelle im Krankenhaus einmal vorstellen könne. Zunächst war ich überrascht, aber mit der Zeit wurde mir dieser Gedanke immer vertrauter, und zwei Jahre später war es dann soweit. Ich wechselte die Stelle und kam in die Krankenhausseelsorge im Klinikum Großhadern, wo ich viel Erfüllung in meiner Aufgabe finde.

Einmal jährlich komme ich auch jetzt noch regelmäßig mit dem Domgymnasium in Berührung. Es ist bei der Bergmesse auf dem Satteljoch. Wie oben schon erwähnt war ich sieben Jahre im Erzbischöflichen Studienseminar, das 1972 geschlossen wurde. Wir haben in dieser Zeit viele Bergausflüge gemacht ohne irgendeinen schwereren Unfall. Prälat Dr. Fahr war damals der Direktor. Er hatte die Idee, als Dank für die vielen schönen Ausflüge ein Bergkreuz zu errichten. Dort könnten wir uns dann jedes Jahr zu einer Bergmesse treffen.

Ein Berg wurde von ihm und den damaligen Präfekten schnell gefunden: das Satteljoch. Aber die Forstdirektion gab keine Erlaubnis. So wurde der Nachbarberg, das Plumsjoch ausgewählt, und wir konnten unser Vorhaben anpacken. Als erstes musste das Funda-

ment betoniert werden. Alles notwendige haben wir dazu mit unseren Rucksäcken auf den Berg getragen: Sand, Zement, Wasser, Schaufeln, Eisenstienen usw. Es war harte Arbeit, noch dazu unter schlechten Witterungsverhältnissen. Aber wir haben es geschafft, das Fundament zu betonieren. So konnte drei Wochen später das Bergkreuz errichtet werden. Auch dazu mussten wir alles selber auf den Berg tragen: die Kreuzbalken, die Schrauben, die Seile zum Festzurren und das Werkzeug. Das Wetter war so schlecht, dass wir beinahe kapituliert hätten. Dr. Fahr musste alle Motivationskünste aufwenden, um uns aus der warmen Hütte herauszubringen. Es gelang, und so wurde das Kreuz auf dem Plumsjoch Realität. Jedes Jahr am letzten Sonntag im September ist seitdem dort eine Bergmesse. Nur bei schlechter Witterung war sie manchmal in der Hütte, in der Kirche in Pertisau oder in Eben.

Anfangs war immer eine große Schar von Teilnehmern da, und schnell kamen nicht nur ehemalige Seminaristen mit ihren Familien zur Bergmesse, sondern auch viele andere, die dem Domgymnasium verbunden sind. Der Kreis ist inzwischen kleiner geworden, aber die Bergmesse hat sich bis heute erhalten und ist jedes Jahr ein schöner Treffpunkt.

Vor 10 Jahren hat Prälat Dr. Fahr die Erlaubnis erhalten, nun auf dem ursprünglich gewünschten Satteljoch ein Kreuz zu erstellen. Seitdem treffen wir uns dort zur Bergmesse, denn dieser Gipfel ist etwas einfacher zu erreichen.

Aus gesundheitlichen Gründen kann Dr. Fahr seit einigen Jahren diese Messe nicht mehr selbst mit uns feiern. So hat er mich als treuen Besucher der Bergmesse gebeten, diesen Gottesdienst zu übernehmen, was ich gerne und mit Freude gemacht habe.

Heuer ist ein zweifaches Jubiläum. Vor 30 Jahren wurde das Kreuz auf dem Plumsjoch errichtet, vor 10 Jahren das auf dem Satteljoch. Dies wollen wir am 29. September 2002 um 11 Uhr auf dem Satteljoch im Gottesdienst feiern. Eine Einladung mit Wegbeschreibung finden Sie an anderer Stelle in diesem Heft. Ich freue mich auf Ihr Kommen!

Georg Murr  
Abiturjahrgang 1974

# Es war eigentlich sehr schön

## Interview mit Valentin Niedermeier

*Herr Niedermeier, wie ist das Dom-Gymnasium mit Ihrer Biographie verbunden?*

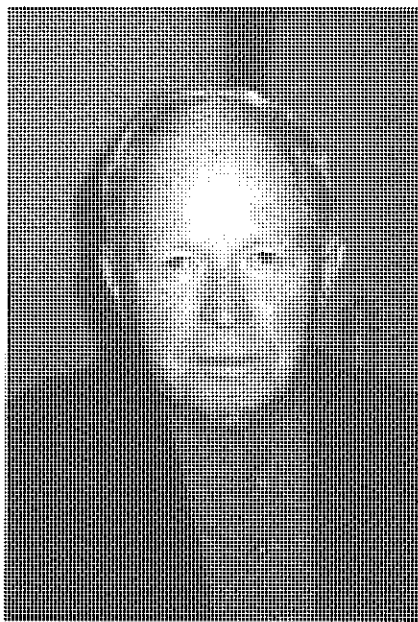
Ich war am Dom-Gymnasium als Schüler und kam im Schuljahr 1927/28 mit 11 Jahren gleich in die zweite Klasse. Ich habe ein Jahr Lateinunterricht bekommen hier in diesem Zimmer im Pfarrhof von Hörgersdorf und musste dann die Aufnahmeprüfung in die zweite Klasse machen. Das war für einen Buben vom Land der normale Weg. Wir waren damals 39 Kandidaten, von denen haben neun nicht bestanden. Ich gehörte zu den anderen und kam dann an Ostern 1927 in die zweite Klasse des Dom-Gymnasiums zu Herrn Professor Stubenrauch. Das war mein Klassenleiter im ersten Jahr. Und es ging eigentlich ganz gut.

*Wie kam es dazu, dass Sie ans Gymnasium gehen sollten? War damals schon die geistliche Laufbahn das Ziel?*

Eigentlich schon. Der damalige Geistliche hier, der Expositus Josef Farnhammer, mein Religionslehrer, hat gemeint, ich hätte das Zeug fürs Gymnasium. Er hat mit meiner Mutter gesprochen, die mich dann mal gefragt hat, ob ich dazu bereit wäre. Ich sagte, nein, das möchte ich nicht. Dann habe ich es mir doch noch überlegt und sie gefragt, was sie dazu meint. Sie hat mir gut zugeredet. Nach der 5. Klasse Volksschule in Hörgersdorf bin ich dann ans Humanistische Gymnasium in Freising übergetreten und war dort bis zum Abitur, das ich 1935 abgelegt habe.

*Wie war es nun an der Schule und im Knabenseminar?*

Nun ich war die ersten drei Jahre nicht im Seminar. Grund war Folgendes. Eine alte Dame wohnte in einem Haus, das dem Seminar gehört hat. Sie hatte keine Rente und hatte den Leiter des Seminars, den Inspektor Abele, bearbeitet, er möchte doch zwei Buben, wo der Vater bisschen finanzkräftig ist, nicht ins Seminar aufnehmen, sondern zu ihr schicken. Wir sollten unsere Pension bezahlen und von dem, was sie dann eingenommen hat, hat sie dann selber mitgelebt. Das war ihre Altersversorgung. Das war in einem Nebengebäude des Knabenseminars. Dort hat auch der Musiklehrer und spätere Direktor des Seminars Roßberger gelebt und in einer armseligen Wohnung die Frau, bei der ich untergebracht wurde. Dorthin kam ich zunächst



für ein Jahr. Anscheinend war sie mit mir sehr zufrieden, sodass ein zweites und drittes Jahr daraus geworden ist. Erst danach bin ich ins Seminar aufgenommen worden.

*War da ein großer Unterschied zwischen Ihrem bisherigen Leben auf dem Land und dann in der Stadt?*

Den Unterschied habe ich ohne weiteres bewältigt und habe mich ganz gut eingewöhnt. Der Abschied von Windham bei Hörgersdorf ist mir nicht ganz leicht gefallen. Wir waren sechs Geschwister, ich war der dritte. Nach Hause fahren durften wir nur dreimal im Jahr, zu Weihnachten, Ostern und in die Sommerferien. Am Gymnasium hatte ich eigentlich nie Schwierigkeiten. Latein hat mir Spaß gemacht. Schon bei der Aufnahmeprüfung hat es mir sehr in Mathematik geholfen. Die Aufgaben die wir bekamen, benutzten die lateinischen Bezeichnungen für die Grundfunktionen. An der Volksschule hatte ich nie etwas von Addieren, Subtrahieren, Multiplizieren oder Dividieren gehört. Mit Hilfe meiner Lateinkenntnisse habe ich es mir zurecht gedacht und konnte die Aufgaben richtig lösen.

*Hat man damals als Schüler auch etwas vom politischen Geschehen mitbekommen?*

In den unteren Klassen hat man also wahrgenommen, dass es viele Parteien gab und dass die Parteien untereinander

der zerstritten waren. Aber wie das Dritte Reich kam, war ich bereits in der siebten Klasse, nach heutiger Zählung in der elften. Da haben wir das Geschehen sehr wohl mitbekommen. Das war eine große Überraschung, als es da im Januar 1933 hieß, Hitler ist zum Reichskanzler ernannt worden. Wir hatten alle ein etwas ungutes Gefühl, ob das wohl gut gehen kann. Die Wende haben wir am Gymnasium sehr deutlich zu spüren bekommen. Das war bei uns z.B. so, dass die Absolvierung 1935 total zerstritten war. Wir haben nicht einmal eine gemeinsame Schlussfeier zuwege gebracht. Die „Schwarzen“, das waren wir, die Seminaristen, und die „Braunen“, das waren die Hitlerjungen, die haben jeweils ihre eigene Abiturfeier gehalten. Wir sind bei den anderen verschrien gewesen als die Vorgestrigen, als die Rückständigen, welche die neue Zeit nicht erfasst haben, auch nicht erfassen werden, mit denen man Mitleid haben muss, die nicht mehr auf der Höhe der Zeit leben. Das war sehr deutlich zu verspüren. Die Hitlerjungen haben natürlich auch versucht uns lächerlich zu machen, uns dem Gespött preiszugeben, weil wir noch im Seminar wohnten und dort behütet sind und keine Freiheiten haben und zu tun haben, was die Hausordnung vorschreibt. Es hat schon ein gewisser Bekennernut dazu gehört, diesem Druck standzuhalten. Die Lehrer waren zum größten Teil „Schwarze“. Sie waren sehr konservativ eingestellt. Es waren einige wenige, die Nazis waren. Wir hatten einen Mathematiker, den Professor Zerles, dem ich aber zugute halten muss, dass er in seinem Unterricht nie politisiert hat. Er hat die Politik völlig aus dem Unterricht herausgehalten, war sehr witzig im Unterricht, hat viele lustige Episoden gebracht und hat auch nie einen Seminaristen schlechter als einen anderen behandelt. Das muss ich ihm hoch anrechnen. Dann hatten wir einen Neuphilologen, der auch als Parteigenosse gegolten hat. Vor allem in der achten Klasse hatten wir einen Klassenleiter, Baumgartner, der war ein sehr fanatischer Nationalsozialist. Der ist dann auch Oberstudiendirektor geworden, ich glaube in Weiden. Zu unser aller Überraschung war auch einer der Mathematiker, ein Dr. Härtl, wahrscheinlich Nationalsozialist. Da war eine erste Feierstunde in den Luitpoldanlagen und bei diesem Anlass ist auch das Horst-Wessel-Lied gesungen worden. Wir haben natürlich sehr genau Obacht gegeben, wer von den Lehrern die Hand hochhebt zum Deutschen Gruß. Da war auch der Dr.

auch der Dr. Härtl dabei, aber der hat nie in der Schule politisiert und war ganz auf seine Mathematik versessen. Er war ein sehr guter Lehrer, der auch an der Hochschule Vorlesungen geben hat.

*Wie erinnern Sie sich an den Fall Hartl?*

Der Fall Hartl hat mich ganz besonders getroffen. Albert Hartl stammte aus meiner Nachbargemeinde, aus Hofkirchen, drei Kilometer von hier. Die Erwachsenen haben erzählt, wie er als Lehrerssohn aufgewachsen ist, wie er studiert und dann die Priesterweihe empfangen hat. Den hat sich dann Direktor Roßberger vom Seminar als Präfekten gewünscht. Er kam daher und hat eigentlich schon einen etwas hochnäsigen Eindruck gemacht. Er hat nicht als der vierte Präfekt angefangen, sondern hat sich sofort an die Spitze gearbeitet und die Großen geleitet. Er hat eine besondere Beziehung zu mir gehabt, weil ich aus seiner Heimat war und sein Elternhaus kannte. Wir haben auch gewusst, das er nationalsozialistisch war. Wenn er beim Morgenstudium Aufsicht hatte, dann hat er nicht wie die anderen Präfekten sein Brevier gebetet, sondern erst den „Völkischen Beobachter“ gelesen. Und wenn wir spazieren gegangen sind - es war damals so, dass wir in Begleitung eines Präfekten in Zweierreihen gehen mussten - und ein SA-Mann kam, dann wurde der Präfekt Hartl von jedem SA-Mann begrüßt. Wir waren dann wie vom Blitz getroffen, als wir eines Tages von der Schule ins Seminar zurückkehrten - der Direktor Roßberger hat bei uns Religionsunterricht gegeben - und es geheißen hat, der Seminardirektor sei verhaftet worden. Dann hat uns der Präfekt Hartl immer wieder erzählt, es werde nicht ganz leicht sein, Direktor Roßberger wieder herauszubringen, es lägen eine ganze Anzahl von Anklagen gegen ihn vor. Er hat so getan, als ob er es sehr bedauern würde. Dann waren Weihnachtsferien und ich ging zu unserem Zahnarzt Dr. Menzer in Dorfen und der hat mir gesagt: „Da stehen ja saubere Sachen über Freising in der heutigen Zeitung“. Dort stand dann, dass der Hauptkläger gegen Direktor Rossberg sein Präfekt Hartl ist und ihn schwer belastet hat. Im Prozess wurde Roßberger zu neun Monaten Gefängnis verurteilt. Erst war er im Gefängnis in Freising und ist dann verlegt worden. Der Präfekt Hartl war von da an im Seminar nicht mehr zu sehen. Er hat seinen schwarzen Rock ausgezogen und bei der Partei eine große Karriere gemacht. Er war eine Zeit lang der Vorgesetzte von dem verrufenen Eichmann, dem Judenmörder. Ich habe ihn nie wieder gesehen. Nach dem Krieg war er, glaub ich, eine Zeit lang im La-

ger in Moosburg und da hat er mir, durch den hiesigen Ortsgruppenleiter, der dort auch eingesperrt gewesen war, einen Gruß überbringen lassen. Es war eines vom Schlimmsten, was ich in der Zeit meiner Gymnasialjahre erlebt habe.

*Wie ging es nach dem Abitur weiter?*

Nach dem Abitur habe ich mich entschlossen, an der Philosophisch-theologischen Hochschule das Studium aufzunehmen und bin ins Priesterseminar übergetreten. Das Studium an der Hochschule wurden aber 1937 unterbrochen, als mein Jahrgang zum Reichsarbeitsdienst einberufen wurde. Es war ein jahrelanger Streit, ob wir vom Arbeitsdienst befreit sind oder nicht. Kardinal Faulhaber hat sich darauf berufen, dass im Konkordat vereinbart ist, dass Studenten der Theologie in Friedenszeiten vom Militärdienst befreit sind und hat gemeint, dass dies auch auf den Arbeitsdienst anzuwenden sei, hat sich aber nicht durchgesetzt. Wir erhielten dann die Einberufung, und zwar, wohl als Schikane, kam jeder von uns nach Norddeutschland und jeder in ein anderes Lager. Ich kam in das Lager Holzminden. Dort war es für einen überzeugten Theologiestudenten die Hölle auf Erden. Es herrschte ein unvorstellbarer Hass gegen das Christliche, gegen die Kirche. Ich bin begrüßt worden mit den Worten: „So, sind Sie der Herr Pastor“. Ich sagte, „Pastor nicht, ich bin Theologiestudent.“ „Sind Sie gläubiger Katholik?“ „Sehr gläubig, ich glaube schon.“ Sie wollten mich wohl schon am ersten Tag bewegen, meine Einstellung zu verleugnen. Das habe ich aber nie getan. Dann gab es Unterricht von miserabler Qualität. Irgend so ein total Unwissender hat den Unterricht gehalten. Es gab es damals die Prozesse gegen die kirchlichen Orden wegen sogenannter finanzieller Verfehlungen; - ich glaube, das Ganze lief darauf hinaus, das die Orden in die Missionen Gelder geschickt haben, was anscheinend nicht erlaubt war. Und wenn bei diesen Vorträgen etwa der Name des Papstes erwähnt wurde, dann hat dieser Arbeitsdienstführer ausgespuckt und dazu gesagt: „Pfui Teufel, diese Drecksau.“ Und dann war einmal Unterricht am Samstagabend. Um 11 Uhr hat dieser Feldmeister dann geschlossen: „So, morgen ist Sonntag. Wenn von euch einer in den Wald hinausgehen will, um seinen Herrgott anzubeten, kriegt er die Erlaubnis, aber dass mir kein so Schweinehund kommt und sagt, er möchte in die Kirche gehen, den schmeiß ich hinaus.“ Mit einigen Gleichgesinnten bin ich trotzdem hingegangen, um ihm zu zeigen, dass wir uns von seinem Benehmen nicht abschrecken lassen. Seine Antwort

war: „Genehmigt, aber vorher melden sie sich ab.“ Als wir uns abmeldeten, waren zuerst die Stiefel nicht sauber genug geputzt, dann mussten wir den Spaten vorzeigen. Der hat nicht genug gegläntzt und wir mussten den Spaten putzen. Dann hat er das Bett kontrolliert, das dann nicht sauber aufgebettet war. Als die Zeit des Gottesdienstes vorbei war, hieß es, wir könnten gehen. Vormittags mussten wir im Straßenbau arbeiten und nachmittags gab es Unterricht und Exerzieren. Letzteres war eine vormilitärische Ausbildung. Damit habe ich das Sommersemester 1937 versäumt. Dann sind wir gemustert worden. Da habe ich gesagt: „Ich gehe nicht zum Militär.“ „Wieso nicht? Was haben Sie für einen Grund?“ Ich berief mich auf die Bestimmung des Konkordats. „Kommt gar nicht in Frage. Alle rücken ein, Sie auch!“ Ich sagte: „Nein ich rücke nicht ein. Ich brauche ein Blatt Papier für ein Gesuch.“ Das konnten sie mir nicht verwehren und so bin ich auch nicht gemustert worden und vom Arbeitsdienst wieder nach Freising zurückgekehrt. Ich habe mein Studium fortgesetzt. Im Juli 1939 haben wir unsere Abschlussprüfung gemacht. Wir sind in die Ferien gefahren, aber aus den Ferien nicht mehr nach Freising zurückgekehrt. Am 31. August bekam ich eine Karte mit dem Befehl sofort einzurücken in die Sammelstelle Humanistisches Gymnasium in Dillingen. Ich habe meine Grundausbildung bekommen und bin dann als Infanterist im Januar 1940 im Feld aufgestellt worden. Bis zum Kriegsende blieb ich an der Front. Erst waren wir an der Westfront und haben den Durchbruch durch die Maginot-Linie erkämpfen müssen. Aber es hat auch gute Episoden gegeben. Ich kam ins Feld hinaus zu einer Infanteriekompanie, wo uns der Hauptmann Krauß begrüßt und gefragt hat, ob ein Student oder ein Abiturient da sei, und da habe ich mich gemeldet. „Was studieren Sie?“ „Katholische Theologie.“ „Ich glaub, ich kann den Kerl brauchen“, hat er zum Hauptfeldwebel gesagt. „Sie melden sich auf der Kanzlei.“ Dort erfuhr ich, dass ich als Rechnungsführer der Kompanie vorgesehen sei, und habe dann jeden Tag folgendes Gespräch angehört. Der Hauptfeldwebel hat zu seinem Freund, dem Feldwebel Werner, dem Rechnungsführer gesagt: „Mensch, sei doch nicht so blöd und bleibe da. So schön wie hier, kriegst du es gar nicht mehr.“ Als Antwort kam: „Das nützt ja nichts, dann ist morgen der Krieg aus und ich bin wieder nicht Oberfeldwebel.“ Dann hat er seinen Posten geräumt. Auf diesen Posten bin ich nachgerückt und er ist dann im Krieg gefallen. Nach dem Frankreichfeldzug kamen wir nach Russland. Ich war im Urlaub und erhielt eine Karte mit der Mitteilung: Rückkehr

nicht nach Neufchateau, sondern nach Skernewice bei Warschau, da die Division nach Polen verlegt worden war. Als Rechnungsführer habe ich den Außendienst nicht mehr mitmachen müssen, aber die anderen sind schwer gedrillt worden. Da hatten wir, das werde ich auch nicht vergessen, einen dabei, einen Ordensjunker, einen ganz hundertprozentigen Nationalsozialisten, und da haben wir natürlich auch politisiert. Dabei ist auch der Satz gefallen: „Mir scheint's, dass es gegen Russland aufgeht.“ Darauf der Ordensjunker: „Niemals, denn der Führer hat mit Stalin einen Freundschafts- und Nichtangriffspakt geschlossen, und die Treue ist die herausstechendste Eigenschaft des Führers. Also gibt es keinen Krieg mit Russland.“ Dann kam am 21. Juni 1941 in der Nacht der Aufruf, um drei Uhr früh gehe es los. Einer meiner Kameraden hat dann zu dem Ordensjunker gemeint, dass es mit der Treue des Führers auch nicht mehr so weit her sei. Der hat nur dumm geschaut und dann gemeint: „Das wird kein richtiger Krieg, das wird nur ein militärischer Spaziergang. In sechs Wochen ist alles vorbei.“ Dann mussten wir marschieren. Durch den östlichen Sand zu marschieren war wirklich eine Plage, pro Tag 50 bis 60 Kilometer, gestaubt hat es, heiß war es, Durst hatten wir. Der Ordensjunker hat sich immer wieder an den Kompanieschreiber herangemacht: „Ich warte auf einen dringenden Brief aus München. Wenn er kommt, dann sagst es mir gleich“. Der Schreiber war ein Nazihasser. Als der Brief kam, hat er ihn geöffnet und darin stand, dass der Unteroffizier Wimmer sofort in die Heimat zu entlassen sei, weil er von der Parteileitung im Braunen Haus in München benötigt werde. Da hat er eine Stinkwut gehabt, dass der überzeugte Nazi nach Hause fahren soll und wir in Russland bleiben müssen. So hat er einige Tage den Brief nicht weiter gereicht. Nach ein paar Tagen musste er es dann doch tun, und der Betreffende hat uns hämisch grinsend alles Gute gewünscht und ist heim gefahren. Nach zwei Jahren, in der Meinung von uns lebe doch wohl keiner mehr, schrieb er einen Brief an die Kompanie, er sei vor zwei Jahren sehr zu seinem Leidwesen von der Front abberufen worden und er wisse, dass er damals fürs Eisene Kreuz vorgeschlagen worden war und man solle ihm die Auszeichnung nun in die Heimat nachschicken. Da bekam er einen Brief, da stand drin, dass kein Mensch in der Kompanie glaubt, dass die Abberufung zu seinem Leidwesen geschah, sondern auf sein Betreiben hin und dass von einem Vorschlag zur Verleihung des Eisernen Kreuzes in der Kompanie nicht bekannt sei. Drittens wurde ihm nahe gelegt, wenn er Wert

auf eine militärische Auszeichnung lege, er doch zurückkehren und sich an der Front bewähren möge. Er schrieb nie wieder. - Abschließend hierzu möchte ich sagen, wer einen Krieg als Infanterist mitgemacht hat, der kann gar keine Kriegsbegeisterung aufbringen und den Krieg nur hassen.

*Wo haben Sie dann das Kriegende erlebt?*

Das Kriegsende habe ich in Gefangenschaft erlebt. Unsere Einheit wurde in Russland aufgegeben. Bevor ich in Urlaub fahren durfte waren wir noch 150 Leute. Als ich nach drei Wochen zurückkam, waren wir nur noch zwanzig. Von einem wussten wir, dass er gefallen war, die anderen galten alle als vermisst. Wir übrigen kamen dann zur

studenten wurde versprochen, wir kämen bald heim, aber es hat trotzdem noch acht Monate gedauert, bis ich per Zug nach Bad Aibling transportiert wurde. Wir wurden dann mit einem Auto nach München gefahren. Vor dem Hauptbahnhof durften wir aussteigen. Es wurde uns gesagt, dass wir nun frei seien und nach Hause gehen könnten. Ich war damals sprachlos darüber, wie München ausgesehen hat. Wir sind zu Fuß zum Ostbahnhof marschiert und ich glaube, auf der ganzen Strecke hat man kein einziges noch bewohnbares Haus gesehen, nur Trümmer. Als wir am Dom vorbeigekommen sind, da habe ich schnell hineingeschaut. Ungefähr zwei Meter hoch war der Schutt gelegen, oben waren keine Gewölbe und kein Dachstuhl mehr; man hat den Himmel gesehen, wenn man hinauf ge-



Das Innere der Kirche in Hörgersdorf

Neuaufstellung einer Volksgrenadierdivision nach Baumholder und wurden dann im Westen eingesetzt. Bei der Ardennenoffensive war ich wieder dabei und wurde dann auch als Rechnungsführer abgelöst. Dort kam der sogenannte Soldatenklau, das waren Leute, die mussten Soldaten ausfindig machen, die man noch an der Front einsetzen konnte. Die kamen auch zum Tross und erblickten mich. „Wie alt sind Sie?“ „29.“ „Sind Sie verheiratet?“ „Nein.“ „Was machen Sie dann hier beim Tross?“ „Ich bin der Rechnungsführer.“ „Schreiben Sie den Mann auf. Der wird Zugführer.“ Ich musste zu einem Zugführerlehrgang und wurde dann an der vordersten Frontlinie als Zugführer eingesetzt und kam schließlich in amerikanische Gefangenschaft. Über Worms kam ich in ein großes Gefangenenlager bei Marseille. Uns Theologie-

schauf hat. Ich habe damals den Eindruck gehabt, es sei unmöglich, München noch mal aufzubauen. Ich war bloß ein paar Tage daheim und bin dann pflichtbewusst nach Freising ins Seminar gefahren und habe mich zurückgemeldet. Der neu ernannte Regens war Michael Höck. Der sagte mir: „Ja, wenn Sie in den nächsten Kurs noch eintreten wollen, dann müssen Sie aber bald kommen.“ Ich meinte, ein paar Tage Urlaub möchte ich schon noch haben. Ich sollte dann am zweiten Weihnachtstag einrücken, was ich auch pflichtbewusst tat, um festzustellen, dass noch niemand da war. Allmählich kamen dann aber auch noch die anderen und es ist ein Kurs zusammengestellt worden. Da war ich der sechszehnte. Wir sechzehn sind dann an Peter und Paul 1946 von Kardinal Faulhaber zu Priestern geweiht wor-

den.

#### *Wie ging es dann weiter?*

Ich kam als Kaplan nach Zorneding bei München. Es war eine sehr schöne Stelle, ich hatte einen sehr angenehmen Pfarrer, der nett und freundlich war. Damals gab es noch Lebensmittelmarken, aber in Zorneding gab es einen Metzger, der uns mit Fleisch- und Wurstwaren versorgte, auch wenn wir keine Karten hatten. Es ist mir dort sehr gut gegangen und es war sehr schön. Nach 14 Monaten bekam ich eine Einladung zum Generalvikar, der mir dann mitteilte, ich sei als Präfekt für das Freisinger Knabenseminar vorgesehen. Ich habe ihn dringend gebeten, er solle mich doch in Zorneding lassen, ich sei jetzt einigermaßen eingewöhnt und kenne die Leute und es würde mir keine Freude machen wegzugehen. Aber er war unerbittlich und sagte nur, dass wir uns am 1. Oktober in Freising sehen würden. So kam ich dann ans Seminar und war nebenbei Religionslehrer an der Aufbauschule im Abbau, dem späteren Deutschen Gymnasium. Dort war eine Seminarübungsschule dabei für die angehenden Lehrer, wo ich 10 Stunden Religionsunterricht geben musste.

#### *Wie war es im Seminar?*

Am Vormittag waren wir meist in der Schule tätig und am Nachmittag hat man halt die Schüler betreut. Beim Spaziergang, wenn sie auf den Sportplatz oder im Sommer zum Baden gingen, mussten wir sie immer begleiten und dann darauf achten, dass sie zur Studierzeit wieder zurück waren. Bei den Kleinen musste man sich auch um ihr Fortkommen in der Schule bemühen, indem man ihnen Nachhilfe in Latein, Deutsch, Mathematik gab oder ihnen wenigstens einen älteren Schüler vermittelte, der das übernahm. Die Zeit im Seminar war eigentlich recht schön, aber auch anstrengend. Der Dienst begann praktisch um 6 Uhr in der Früh und hörte auf um 9 Uhr abends. Es war schon die Zeit, wo man an den Präfekten sparen wollte. Eine Zeit lang waren statt der vorgesehenen vier Präfekten nur noch zwei da. Der andere war der spätere Domkapellmeister Eham, der viel mit Musik beschäftigt war, sodass ich öfters ganz allein die vier Studiersäle betreuen musste. Direktor war damals Herr Stadlhuber. Der spätere Direktor Dr. Fahr war damals mein Schüler. Eine besondere Überraschung war, dass wir mit ihm einen Amerikaner als Schüler hatten. Er war immer ein guter und witziger Schüler, der aber nicht danach strebte, die erste Geige zu spielen. Als er dann Direktor wurde, war ich

noch in Freising, allerdings nicht mehr am Seminar. 1955 kam ich als Nachfolger von Martin Danner als Religionslehrer ans Gymnasium und war dort bis 1960. Als die Oberrealschule vom Dom-Gymnasium abgetrennt wurde, bat mich der Geistliche Rat Bruner, ich möchte ans Hofmiller-Gymnasium gehen, wo ich dann bis zu meiner Pensionierung blieb.

#### *Ich habe gehört, Sie hätten mit den Schülern auch viel Schönschrift geübt.*

Ja, das war auch einmal, aber jetzt kann ich es wegen meiner Augen nicht mehr machen. Gelernt habe ich das Schönschreiben in der Kriegsgefangenschaft. Viele von uns Gefangenen bekamen als Bekleidung amerikanische Uniformen und da musste auf den Rücken und auf die Schenkel ein PW gepinselt werden. Da gab es eine Schablone und mit derer Hilfe hat man das PW, prisoner of war hat das geheißen, gepinselt. Eine Zeit lang war das meine Aufgabe. Und wenn es sonst etwas zu schreiben gab, irgendein Plakat oder so was, dann musste ich es auch machen. So habe ich diese Schrift ein bisschen gelernt. Ich habe das Schreiben dann noch vervollkommen und es hat mir viel Spaß gemacht.

#### *Wie erinnern Sie sich an Ihrer Lehrertätigkeit am Gymnasium.*

Am Freisinger Dom-Gymnasium war die Atmosphäre immer gut. Die Oberstudiendirektoren Poellinger und Brandmair waren uns gut gesinnt und auch das Kollegium war eigentlich recht angenehm. An der Oberrealschule war es etwas schwieriger. Es war die Zeit, wo die Schüler etwas rebellisch geworden sind, wo auch am Gymnasium der Drang nach mehr Freiheit und mehr Selbständigkeit sehr gewachsen ist. Es waren nicht immer ganz angenehme Jahre.

#### *Sind Sie dann ganz gerne in Pension gegangen?*

Eigentlich schon. Ich bin ganz gern in Pension gegangen und habe mich mit 63 Jahren von der Schule verabschiedet, aber noch nicht in den wahren Ruhestand. Ich blieb noch in Freising und bin von der Diözese gerne eingesetzt worden, wenn irgendwo ein Pfarrer gefehlt hat. So war ich z.B. einige Monate draußen in Kranzberg, zweimal in Hohenkammern, ein Vierteljahr war ich Pfarrvikar von St. Georg in Freising und später noch in Steinkirchen in der Nähe von Hörgersdorf. 1985 ist mein Vorgänger hier in Hörgersdorf in Pension gegangen. Mit dem habe ich einige Male über die Möglichkeit geredet, mich in

Hörgersdorf niederzulassen. Der hat es am Ordinariat erzählt. Ich bekam dann vom dort ein Schreiben, in welchem stand, dass sie über die Zusage sehr dankbar sind und dass am 1. Januar in Hörgersdorf anfangen könne. Dr. Fahr war damals Finanzdirektor und da er in Freising wohnt, habe ich es ihm einmal erzählt. Da hat er mir gesagt. „Aber eins sag ich dir, zieh ja nicht in Hörgersdorf ein, bevor sie nicht das Haus schön hergerichtet haben“. Ich dachte mir, wenn es der Chef der Finanzkammer sagt, warum soll ich dann dagegen sein. Das Haus ist dann umgebaut worden und seitdem wohne ich sehr schön. 17 Jahr bin ich jetzt da. Ich habe zwar den Titel Pfarrer, bin aber nicht als Pfarrer investiert, sondern ich habe nur die Seelsorge übernommen. Im großen und ganzen ist es eine recht schöne Tätigkeit. Die Schule war eher einseitig. Da wurde ich zwar auch immer an den Wochenenden gebeten, in der Seelsorge mitzuwirken, aber jetzt kann ich mich ihr ganz widmen. Es ist eigentlich mit weniger Ärger verbunden als Unterricht zu halten. Es gibt mehr Zufriedenheit. Der Kirchenbesuch ist hier recht gut. Wir haben immerhin noch zwischen 35 und 45 % Kirchgänger. Wegen meiner Augen kann ich die Messtexte am Altar nicht mehr ablesen und muss sie auswendig vortragen. Mit Hilfe eines Vergrößerungsgeräts präge ich mir die variablen Texte am Vortag immer ein. Das ist ein vorzügliches Gedächtnistraining. Mit der Jugendseelsorge ist hier leider nicht viel los. Erstens finde ich, bin ich hierfür schon zu alt, zweitens haben wir keine Schule hier. Die Jugend ist aufgeteilt. Sie gehen zum Teil nach Taufkirchen, zum Teil nach Dorfen, zum Teil nach Bockhorn, zum Teil nach Erding in die Schulen. Mitarbeiter habe ich außer einer Sekretärin, die einmal in der Woche für einige Stunden kommt, keine. Aber sonst bin ich sehr gern da. Ich habe es nicht bereut, dass ich hierher gekommen bin. Wir haben hier außerdem drei sehr schöne Kirchen: Hörgersdorf, Eschelbach und Oppolding. Sie gelten als die drei Perlen des Rokoko in dieser Gegend. Dr. Sixtus Lampl vom Landesamt für Denkmalspflege hat gemeint, der Stuck von St. Bartholomäus in Hörgersdorf sei schöner als der in der Wieskirche. Die Kirche in Hörgersdorf soll jetzt renoviert werden. Aber werde ich wohl nicht mehr erleben, dass sie fertig wird.

*Wir wünschen Ihnen, gerade dies noch zu erleben. Herr Niedermeier, wir danken Ihnen für das Gespräch.*

*Manfred Musiol*



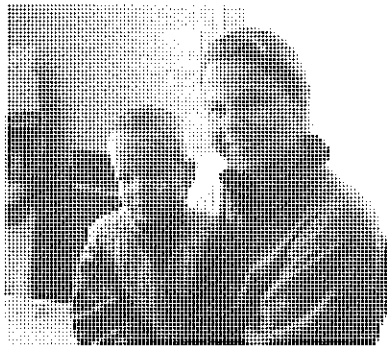
# Nachlese: Das Geheimnis des Erfolgs

Prof. Dr. Monika Jachmann, geb. Fuhr-Kraus, Abiturjahrgang 1983, verheiratet seit 1987 mit Dr. Klaus Jachmann, Rechtsanwalt und Steuerberater, Meichelbeckstr. 5, 85356 Freising

Das Geheimnis des Erfolgs ist die Beständigkeit des Ziels – so Benjamin Disraeli –, Freude an dem eingeschlagenen Weg, ein Energiefass ohne Boden, ein ewig neuer Start, immer wieder die nötige Auszeit für die schönen Dinge des Lebens, jedenfalls kein Dauerstress, Sparsamkeit mit Adrenalin und viel Wohlwollen von Oben – möchte ich dazu fügen –. So kann man wohl den roten Faden eines Weges vom Abitur „im Dom“ 1983 zum Seminar für Finanz- und Steuerrecht der Universität Hamburg skizzieren. Dieser Weg führte insbesondere über 7 Semester Jura-Studium mit anschließendem Referendariat und Promotion in Regensburg (1991), einer 2 ½-jährigen Tätigkeit als Rechtsreferendarin im Bayer. Staatsministerium der Finanzen, Habilitation wiederum in Regensburg (1 Jahr als Vollassistentin bei Bundesverfassungsrichter Prof. Dr. Udo Steiner, Bayer. Habilitationsförderpreis) mit „Unterstützung“ des ersten Sohnes Michael, 1996 Erteilung der Venia für Staats- und Verwaltungsrecht, Steuerrecht und Rechtsphilosophie (späte und wohl immer noch nicht hinreichend von Ehrfurcht geprägte Früchte des LK Griechisch bei Georg Glück), erster Ruf nach Heidelberg (C 3 – Stelle, eingerichtet im Hinblick auf die Tätigkeit von Paul Kirchhof beim Bundesverfassungsgericht, erster Kontakt mit Paul Kirchhof verknüpft mit einer stillen Begeisterung in der Erkenntnis, dass es einige wenige Menschen gibt, die einfach besser sind als die anderen), zweiter Ruf an die Friedrich-Schiller-Universität Jena (Lehrstuhl für Öffentliches Recht, insbesondere Steuerrecht – nunmehr „unterstützt“ auch vom zweiten Sohn Johannes) ab Wintersemester 2001/2002 geschäftsführende Direktorin des Seminars für Finanz- und Steuerrecht der Universität Hamburg. Diese kurze Wegbeschreibung ist jedoch nur als Information über den Autor dieses Beitrags im Dom-Spiegel gedacht.

Gerne möchte ich an dieser Stelle allen Abiturienten, die ihre Zukunft planen, Mut machen, das zu tun, was ihnen Freude bereitet und sie gleichzeitig aufreht, durchzuhalten, zu lernen, zuzuhören und – dann – zu reden. Unsere Gesellschaft braucht nicht nur im

Anspruchsdenken verwurzelte Selbstdarsteller mit niemals endender, dafür inhaltsoffener Diskussionsliebe, unfähig zuzuhören, sondern vielmehr von einem festen Wertefundament aus ruhig aber konsequent, nicht überhastet und gestresst, aber ständig voranschreitende kühle Köpfe. Wer sich quält und keinen Spaß an seinem Studium hat, soll möglichst schnell aufhören. *Suum cuique* – das ist der richtige Maßstab für die Wahl des richtigen Weges. Es muss ein individueller Weg sein und jeder muss ihn selber finden. Freilich passen gewisse Berufsrichtungen zu gewissen Typen. Ich möchte hier für den Arbeitstyp sprechen, der nicht gerne immer gleiche Vorgänge abspult und Inhalte wie Zeit seiner Tätigkeit am liebsten



selber bestimmt. Für diesen Typ scheint mir die Juristerei eine mögliche Richtung und die Universität ein guter Ort. Die Chancen, in dieser Welt ein kleines Stückchen zu bewegen, werden sich finden, ist der Weg nur solide angelegt.

Für mich war (fast) immer schon klar, dass ich Jura machen würde – wenn mir auch am Anfang noch nicht klar war, wohin mich das führen würde. Freude hat mir die Juristerei meistens gemacht – sieht man einmal ab von den leidigen acht fünfständigen Klausuren im 1. Examen, zwölf fünfständigen Klausuren im 2. Examen und dem Adrenalinbad vor dem Habilvortrag. Im übrigen sollte man – das gilt überall – sich die Freude an der Sache nicht durch kleine Schikanen des Alltags (krankheitsbewusste Sekretärin, danieder liegendes PC-Netz, schiefer Pressebericht, feindselige Konkurrenten, ein hyperaktives Telefon ...) verderben lassen. Was man gerne macht, sollte man zum Beruf wählen. Die potentiellen Konkurrenten zu zählen, bevor man auf der Zielgeraden ist, scheint mir wenig sinnvoll. Ich rede auch nicht gerne über die vieldiskutierte Doppelbelastung durch Beruf und Familie. Nützlich ist da

sicher ein Beruf mit flexibler Zeiteinteilung und der Möglichkeit zu Hause zu arbeiten. Ich hätte mir im Studium, als jede Fliege an meiner Konzentration Nerven gekratzt hat, nie vorstellen können, wie effektiv man neben Playmobil-Lastergedröhne und umgeben von einer Legomauer arbeiten kann. Manchmal sagt freilich unser derzeit Dreijähriger mit tiefem Grinsen: „Sei ruhig, ich muss diktieren ...“. Und wenn er bei der Oma ist, freue ich mich, wenn der große Bruder aus der Schule kommt, und mich ein wenig „stört“.

Basis einer nicht mit Friktionen belasteten Berufstätigkeit ist mit Einschränkung eine „mitarbeitende“ Familie. Wir müssen es schaffen, die gesunde, „normale“ Familie wieder in unserer Gesellschaft zu etablieren. Das geht aber nicht ohne ein solides Wertefundament. Unerlässlich ist insbesondere die Fähigkeit, über manches eben nicht (mehr) zu diskutieren. Wenn es mir an dieser Stelle gestattet ist, einen Wunsch des Lehrers zu äußern, bei dem die frisch gebackenen Abiturienten neun starten, dann wäre es der, mehr die Fähigkeit zur Selbstdisziplin und zum Zuhören zu vermitteln. Vielleicht kann es auch gelingen, wenigstens Abiturienten wieder für die tiefe Begeisterung sensibel zu machen, die großartige Menschen vermitteln können. Das ist freilich schwierig in einer Gesellschaft, in der – etwa – die Ehe – z.T. in subtilster Weise – mit Füßen getreten wird und das Wort Elite zum Negativum gestempelt ist.

In meinem Gutachten für die Enquete-Kommission Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements habe ich eine verfassungsrechtliche Steuerrechtfertigung aus der Gemeinwohlverantwortung des Bürgers entwickelt. Basis dessen ist eine qualitativ gleiche Verantwortung aller Staatsbürger für das Gemeinwohl. Unser aller Ziel müsste es sein, dazu beizutragen, dass wir alle wieder fähig werden, diese Gemeinwohlverantwortung zu übernehmen. Mit Einschränkung kann dies durch frohe, tatkräftige, beständige Individuen mit dem notwendigen Quäntchen an Selbstdisziplin gelingen und – jenseits allen Reizes von wissenschaftlichem Erkenntnis und der Weitergabe von Wissen – ein lohnenswertes Ziel für Schule und Universität sein

Monika Jachmann  
Abiturjahrgang 1983

# Nachlese:

## Humanitärer Einsatz auf den Philippinen

### Eine Reise in eine andere Welt

Ein wichtiger Grund für mich, Ärztin zu werden, war der Wunsch einmal in einem Entwicklungsland zu arbeiten und dort humanitäre Hilfe zu leisten.

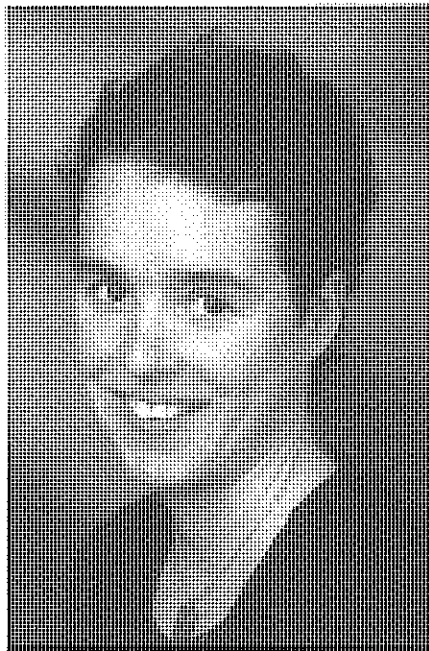
Darum bewarb ich mich noch während meiner Zeit als Ärztin im Praktikum bei verschiedenen Hilfsorganisationen. Im Februar 2001 erhielt ich einen Anruf vom Komitee „Ärzte für die Dritte Welt“: Ob ich Lust und Zeit hätte, von 27.9. bis 8.11.2001 an einem humanitären Einsatz auf den Philippinen teilzunehmen? Natürlich sagte ich zu!

Die Zeit verging schnell in meinem letzten Weiterbildungsjahr zur Fachärztin für Allgemeinmedizin, das ich in zwei Praxen in Niederbayern und der Oberpfalz absolvierte. Dann war auch schon der Abflugtag da, mit einem großen Rucksack und einem Koffer, gefüllt mit Medikamenten und Verbandsmaterialien, trat ich die insgesamt knapp 30-stündige Reise nach Cagayan de Oro an, der Hauptstadt Mindanaos, der zweitgrößten Insel im Süden der Republik der Philippinen.

Dort gibt es ein großes Krankenhaus, das an die Universität angeschlossen ist und von den „Ärzten für die Dritte Welt“, hier kurz als „German Doctors“ bezeichnet, unterstützt wird: D.h., es gibt hier eine kostenlose ambulante Sprechstunde, in der die Patienten umsonst untersucht werden und gratis Medikamente erhalten. Außerdem ist auch die Aufnahme auf einer der Stationen für die Kranken kostenlos. Neben einem deutschen Arzt arbeiten hier angestellte einheimische Ärzte und Pflegepersonal. Zudem gibt es in der ca. 120 km südlich liegenden Stadt Valencia ein German Doctors Hospital, das derzeit von einer deutschen Chefärztin geleitet wird.

Eine besondere Einrichtung auf Mindanao sind die rolling clinics des Komitees: Um in ihnen zu arbeiten fahren deutsche Ärzte für jeweils sechs Wochen ohne Bezahlung und mit Übernahme der halben Flugkosten auf diese Insel. Und nun war ich eine von ihnen!

Nach zweitägiger Akklimatisierungszeit an das tropisch-schwüle Klima mit Temperaturen um 30° Celsius bei einer Luftfeuchtigkeit von über 85 %, ging es am Montag morgen los: In einem Jeep, der in vier großen Metallkisten die Pharmazie enthielt, begleitet von einem philippinischen Team bestehend aus einem Fahrer, einer Krankenschwester, einer Midwife (Hebamme) und einem lokalen Health-Worker oder Area Coor-



dinator.

Wir begannen eine zehntägige Tour in die Provinz Bukidnon, in kleine Dörfer, erreichbar nur über abenteuerlichste „Straßen“, Orte, die nur alle vier bis zwölf Wochen ein Arzt besucht. Es gibt zwar staatliche Krankenhäuser in den Städten, in diesen müssen die Patienten aber sowohl für den Aufenthalt und die Diagnostik als auch für die medikamentöse Therapie bar bezahlen. Eine Krankenversicherung haben die wenigsten. Die meisten Bauern mit einem Tagesverdienst von 2,50 DM und einer zehnköpfigen Familie können sich nicht einmal die Fahrtkosten zum Hospital leisten.

Wir nächtigten in den verschiedensten Unterkünften unterschiedlichsten Comforts: Mal im Haus des Bürgermeisters, in dem dank Diesel-Generator sogar ein Fernseher funktionierte, mal in der Bambushütte eines Bauern ohne Strom und Wasser, in der wir im Schein einer Petroleumfunzel die Medikamente für den nächsten Tag in Tütchen abfüllten. Gegen halb neun Uhr morgens begann die Sprechstunde: Manchmal bauten wir unsere Apotheke und den Consultation-Tisch im einzigen Klassenzimmer einer Schule auf, manchmal arbeiteten wir auf dem Marktplatz unter einer simplen Wellblechüberdachung. Auch in einigen Kirchen waren wir tätig.

Ca. 80 % meiner Patienten waren Kinder jeden Alters, vom Neugeborenen angefangen bis zur schon fast heiratsfähigen 14-jährigen. Auf den Philippi-

nen kommen auf einen Arzt 6570 potentielle Patienten, in Deutschland sind es gerade mal 333!

Das Erkrankungsspektrum bewegte sich vor allem im Bereich der Infektionskrankheiten: Bronchitiden, eitrige Ohrentzündungen, großflächige Hauteiterungen, Wurmerkrankungen, Tuberkulosefälle, infizierte Wunden, Abszesse, Schistosomiasis, Filariasis (Parasitenerkrankungen). Aber auch riesige Kröpfe, Nierenerkrankungen nach Streptokokkeninfekten, Verbrennungen und Verbrühungen (es wird auf offenem Feuer gekocht), einige Fälle von Herzschwäche, hoher Blutdruck, Zuckerkrankheit, Brust- und Bauchgeschwüre mit dringendem V.a. Krebs, Rückenprobleme (harte Feldarbeit), epigastric pain (wohl häufig verursacht durch Magenschleimhautentzündung). Natürlich kamen auch viele schwangere Frauen, die Kinderzahl pro Familie liegt im Durchschnitt sicherlich bei zehn! Die Kinder sind wohl der einzige Reichtum der Farmerfamilien, denn es gibt staatlich organisierte und finanzierte Familienplanungsprojekte, in denen die Pille, die Spirale, Kondome und Drei-Monats-Spritzen kostenlos erhältlich sind. Deren Akzeptanz schien mir jedoch trotz teilweise sehr guter Aufklärungsarbeit von Seiten der Midwives und Healthworker noch zu gering

Die diagnostischen und therapeutischen Möglichkeiten, die mir zur Verfügung standen, waren sehr gering: Neben meinen fünf Sinnen hatte ich mein Stetoskop und Otoskop, das Blutdruckmessgerät, die Waage und Urinstix-Streifen. Manchmal hätte ich gerne einen Ultraschall gemacht oder das Blutbild bestimmt...

Aber bereits die einfache Anamneseerhebung und Untersuchung der Patienten waren nicht ganz ohne: Meine englischen Fragen wurden dem Patienten in Visaya übersetzt, seine Antworten wurden mir wieder ins Englische zurückgedolmetscht. Schon hier also konnten Informationen verloren gehen. Die körperliche Untersuchung fand meistens völlig öffentlich statt, d.h. umringt von einer ganzen Schar anderer Patienten, die natürlich alles ganz genau mitbekommen wollten. Manchmal fehlte auch ganz einfach eine Liege, um den Patienten z.B. abdominell richtig untersuchen zu können.

In die blue-card, einer Papierkarte, die die Patienten bei ihrem ersten Besuch

in der rolling clinic ausgehändigt bekommen, trug ich dann die aktuelle Krankengeschichte, den Untersuchungsbefund, die vermutete Diagnose und die geplante Therapie (auf Englisch natürlich) ein. Der Patient erhielt dann von der Krankenschwester, die die kleine Pharmazie organisierte, die benötigten Medikamente, fein säuberlich von Hand abgepackt in kleinen Tütchen mit entsprechender „Bedienungsanleitung“. Da auch der Impfstatus auf der blue card vermerkt ist, konnte dieser dann bei Bedarf auch noch

gem Blutdruck legte ich der Patientin eine Infusion an, die Herztöne des Babies waren sehr leise und langsamer als 60/min. Wir packten unser Gepäck aus dem Jeep, machten die Hinterbank frei, deckten sie mit Plastikfolie ab und trugen die Patientin ins Auto. Ins staatliche Provinzkrankenhaus waren es ca. 30 km, die Straße einigermaßen befahrbar, allerdings hatte es stark geregnet.

Am nächsten Tag erfuhren wir, dass am Abend - nach der Entbindung eines toten Babies - noch eine Ausschabung

tees bei 15,4 Millionen DM.

Ich habe eine unheimliche Erfahrung durch meinen Einsatz gemacht sowohl medizinisch als auch persönlich für mich selbst, da ich viele Dinge aus einem ganz anderen Blickwinkel zu sehen gelernt habe. Dinge, die mir zuhause in Deutschland wichtig und entscheidend vorgekommen sind, haben im Laufe dieses Einsatzes für mich an Bedeutung verloren, Dinge, denen ich daheim zu wenig Beachtung geschenkt habe, wurden während dieser Zeit für mein Leben wichtiger und ich habe sie schätzen gelernt.

Die äußeren Umstände auf den Philippinen sind völlig anders als im sicheren, sauberen und pedantisch-bürokratischen Deutschland. Ich habe die Philippinen und ihre Bewohner gerade wegen des hier herrschenden funktionierenden Chaos, des Lärms und der Unruhe, des Schlamms und des sintflutartigen Regens, der überall existierenden Offenheit und Freundlichkeit, der Fähigkeit zur Improvisation schätzen gelernt.

Ich möchte und kann weder das Leben in Deutschland noch das auf den Philippinen als das bessere bezeichnen, denn ich glaube, dass jede Seite eine Menge von der anderen lernen und profitieren könnte, sei es jetzt auf materieller oder aber genauso wichtig auf zwischenmenschlicher und sozialer Ebene.

So wie ich meine, von den Philippinos für meine Lebensführung und -gestaltung viel gelernt zu haben, und hoffe, dem ein oder anderen von ihnen durch meinen Aufenthalt ein bisschen geholfen zu haben.

Ärzte für die Dritte Welt, e.V.  
Elsheimerstraße 9  
60322 Frankfurt  
Tel.: 069-71911-456  
Fax.: 069-71911-450  
internet: [www.aerzte3welt.de](http://www.aerzte3welt.de)  
e-mail: [Aerzte3welt@aerzte3welt.de](mailto:Aerzte3welt@aerzte3welt.de)

Spendenkonto:  
Sparkasse Frankfurt  
BLZ 500 502 01  
Korr.: 234567

Anschrift der Verfasserin:  
Dr. Katja Schönhärl  
Wutzlhofen 40a  
93057 Regensburg  
e-mail: [k\\_schoenhaerl@hotmail.com](mailto:k_schoenhaerl@hotmail.com)

*Katja Schönhärl  
Abiturjahrgang 1990*



komplementiert werden.

Der dramatischste Fall, ein echter Notfall, ereignete sich gleich am zweiten Tag meines Einsatzes:

Wie immer war das Wartezimmer gut gefüllt, diesmal waren wir im kleinen Klassenzimmer einer Elementary-School untergebracht. Die Patienten hockten dichtgedrängt auf dem Fußboden oder auf schmalen Holzbänken als plötzlich ein Patient sagte: „Da hinten blutet jemand!“ Als ich mich umdrehte, sah ich eine Frau auf dem Boden in einer großen Lache hellen Blutes hocken. Wir schickten die anderen Patienten aus dem Raum, brachten die Frau dazu sich auf eine der Schulbänke zu legen, konnten in Erfahrung bringen, dass sie, 38 Jahre alt, im sechsten Monat schwanger sei, bereits seit vier Wochen immer wieder leicht vaginal blute, sich jedoch erst in der Woche vorher bei der örtlichen Hebamme vorgestellt habe und heute erstmalig einen Arzt aufsuche.

Es dauerte eine Weile bis ich das philippinische Team von der Dringlichkeit dieses Falles überzeugen konnte, bei schnellem Puls und grenzwertig niedri-

bei der Patientin durchgeführt worden war, die Blutung hätte jedoch nicht gestoppt werden können, die Kreislaufverhältnisse hätten sich verschlechtert, so dass eine Verlegung ins Krankenhaus der German Doctors in Cagayan durchgeführt worden war.

Am Ende der Tour hörte ich vom zuständigen Health-Worker, dass die Patientin nach einigen Tagen im Krankenhaus nach Hause zu ihrer Familie entlassen worden war. Sie hatte wohl eine Bluttransfusion erhalten und war wieder wohl auf.

Ich möchte noch ein paar Worte über die Organisation „Ärzte für die Dritte Welt“ verlieren: Sie wurde von dem Jesuitenpater Dr. Bernhard Ehlen 1983 gegründet. Pro Jahr sind 250 Ärztinnen und Ärzte jeweils für sechs Wochen unentgeltlich in einem der elf Projekte tätig. Die Organisation finanziert sich aus Spenden, Bundesmitteln für Entwicklungshilfe und Bußgeldeinnahmen, die zu 100 % in die Projekte fließen, da ein separater Förderkreis die niedrigen Verwaltungskosten übernimmt. Im Jahr 2000 lagen die Einnahmen des Kom-

---

# Nachrufe

---

## Josef Spiel

Am 30. August 2001 verstarb nach längerem Leiden Josef Spiel, Abiturjahrgang 1963. Ich habe „Beppo“ als fröhlichen und offenen Klassenkameraden in Erinnerung, der andererseits nie oberflächlich wurde. In seinem Berufsleben kam er als Prokurist viel in der Welt herum, gleichzeitig engagierte er sich bei verschiedenen Vereinen in Aschau. Seiner Frau und seinen beiden Kindern gilt unser Mitgefühl.

*Martin Gleixner*

## Erwin Geßl (18. August 1930 - 29. September 2001)

Am 29.9.2001 verstarb völlig unerwartet unser Gründungsmitglied Erwin Geßl.

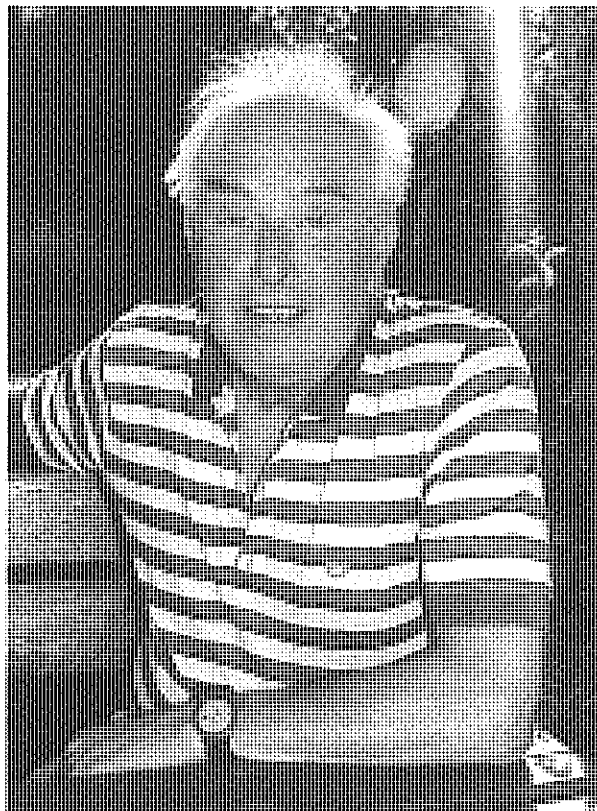
Am 18.8.1930 in Zwiesel geboren, lebte er seit seiner zweiten Volksschulklasse in Freising. 1950 absolvierte er am Dom-Gymnasium und begann anschließend ein Jura-Studium in München. Nach dessen Abschluss und nach dem Referendariat war er zunächst Rechtsanwalt in München, wechselte schon sehr bald an die Staatsanwaltschaft Landshut und wurde am 1.3.1969 Richter am Amtsgericht Freising, dessen Leitung er am 1.7.1977 übernahm. Am 1.9.1995 trat er in den Ruhestand. Er bekleidete viele Ehrenämter: Seit 1972 war er Stadtrat, lange Zeit war er Kirchenpfleger in St. Lambert, Lerchenfeld, und Verwaltungsbeirat in der Heilig-Geist-Spital-Stiftung.

Er war dem Dom-Gymnasium, an dem auch seine beiden Töchter zur Schule gingen, stets sehr verbunden. Als der Verein der Freunde des Dom-Gymnasiums gegründet wurde, war er Mitglied der Satzungskommission und trat als Erster – schon vor der Gründung des Vereins – bei. Auch bei den Veranstaltungen des Vereins war er häufig zu sehen.

Ich selbst habe ihn viele Jahre als Kollegen erlebt. Seinen Beruf als Familienrichter übte er mit sehr großem Engagement und Arbeitseinsatz aus. Es war ihm dabei seine hohe Belastung durch die Ehrenämter nie anzumerken; er wollte auch nie, dass darauf bei der amtsinternen Arbeitsverteilung Rücksicht genommen wird.

Der Verein der Freunde des Dom-Gymnasiums wird ihm stets ein ehrendes Gedenken bewahren.

*Martin Gleixner*



## Michael Bauer

Plötzlich und unerwartet verstarb am 26. Februar 2002 Michael Bauer, Abiturjahrgang 1963. Schon in der Schule sehr tüchtig, stieg er in seinem Berufsleben die Karriereleiter hoch zum Leitenden Realschuldirektor und Ministerialbeauftragten für die Realschulen in Schwaben Nord. Bei seiner Beisetzung in seinem Heimatort Puch bei Fürstenfeldbruck wurde er von verschiedenen Rednern als überaus liebenswerter und hilfsbereiter Mensch und fähiger Pädagoge gewürdigt. Seiner Frau und seinen beiden Söhnen gilt unsere herzliche Anteilnahme.

*Martin Gleixner*

---

# Nachrufe

---

## Hans Rauchenecker (4. Juni 1950 - 27. Juli 2001)



Kurz nach Beginn der letzten Sommerferien am 27. Juli 2001 verstarb in Freising Herr Oberstudienrat Hans Rauchenecker, nur wenige Wochen nach seinem 51. Geburtstag. Die unerwartete Plötzlichkeit seines Todes ließ zunächst an ein Gerücht glauben, denn munter und scheinbar gesund hatte er sich nur wenige Tage zuvor in die Ferien verabschiedet. Hans Rauchenecker war gebürtiger Freisinger aus Vötting. Er besuchte das Josef-Hofmiller-Gymnasium, studierte dann in München und war seit September 1981 Lehrer für Mathematik und Physik am Dom-Gymnasium. Er war einer der stillen Kollegen, der eher unauffällig seine Arbeit tat. Wie recht er sie aber getan hat, zeigte die große Schar von Schülerinnen und Schülern, die aus dem gerade geendeten Schuljahr wie jene aus früheren Jahren, die zusammen mit sehr vielen seiner Kolleginnen und Kollegen dem geliebten Lehrer und geschätzten Kollegen die letzte Ehre erwiesen. So still er war, so groß und selbstverständlich war seine Bereitschaft zu helfen, wenn es Hilfe bedurfte. Die bestürzte und große Trauer war so von einem Gefühl der Dankbarkeit für einen liebenswerten Menschen begleitet. Requiescat in pace.

*Manfred Musiol*

## Dr. Friedrich Nikol (31. Juli 1908 - 9. Februar 2002)

Am 9. Februar 2002 verstarb im Alter von 93 Jahren Herr Studiendirektor i. R. Dr. Friedrich Nikol. Viele von uns haben ihn in den Jahren 1947 bis 1972 als Lehrer in Mathematik und Physik am Dom-Gymnasium erlebt oder wenigstens seine Formelsammlungen benutzt. Vom Schreiben und Veröffentlichen konnte er bis in die letzten Jahre nicht lassen. Auch mit der neuen deutschen Rechtschreibung hat er sich noch angefreundet. So konnte er sich noch im letzten Jahr über eine Neuauflage seines Büchleins über Physik im Alltag freuen. Freude bereitete ihm offensichtlich auch der Artikel, der über ihn im Dom-Spiegel 2000 erschien. Gerne nahm er Einladungen zu Klassentreffen an, so noch vor einem Jahr zum Treffen der Absolvia 1956. Die Schule besuchte er ein letztes Mal anlässlich der Weihnachtsfeier 2.000, wo er sich guten Mutes zeigte, obwohl er sich erst gerade wieder von einem Sturz erholt hatte. Sein Lebensweg führte über Bad Berneck, wo er am 31. Juli 1908 geboren wurde, über Augsburg, wo er aufwuchs und das Gymnasium der Benediktiner von St. Stephan besuchte, dann München, wo er studierte, promovierte, sich als Stenograph betätigte, heiratete und die erste Lehrtätigkeit an Münchener Gymnasien absolvierte, 1947 nach Freising, wo er auch nach seiner Pensionierung wohnen blieb. Seit zehn Jahren war er verwitwet. Viel Freude hatte er an seinen vier Enkeln und fünf Urenkeln. Die große Zahl ehemaliger Schüler unter der Trauergemeinde, die ihn zur letzten Ruhe begleiteten, zeigte, dass sie ihren geschätzten Lehrer nicht vergessen hatten. Requiescat in pace.

*Manfred Musiol*



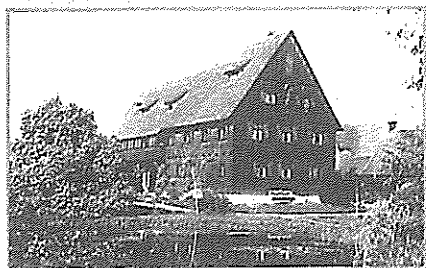


Viktoria Luttner  
Heimat im Ampertal

Das Fischgut 1915-1955

Selbstverlag 2001

## Heimat im Ampertal



Das Fischgut 1915-1955

Viktoria Luttner

Das von unserem Mitglied Frau Viktoria Luttner vorgelegte kleine Werk sind nicht nur Erinnerungen an eine glückliche Kindheit und an ein idyllischen Fleck Erde, sondern zugleich auch ein Mosaikstein zur Geschichte des Landkreises Freising wie auch ein Beitrag zur Geschichte zweier Familien, der der Münchener Familie Kustermann und der der Luttners.

Um den häufigen Überflutungen des Ampertales abzuwehren, wurde der Flusslauf der Amper im Landkreis zwischen 1907 und 1913 mit Durchstichen zur Senkung des Wasserpegels korrigiert. Es wurden Hochwasserdämme angelegt, Brücken, Stege und Wehre gebaut. Dadurch wurde das Überschwemmungsgebiet stark zurückgedrängt und ertragreiche Wiesen geschaffen, was zu einem Aufschwung der Viehzucht führte. 1915 erwarb der Enkel des Firmengründers F.S. Kustermann, der Kommerzienrat Hugo Kustermann Wiesengründe und Fischereirechte im Ampertal, u.a. auch von einem Franz Xaver Luttner, Fischer in Palzing, der im Fischzuchtbetrieb der Kustermanns am Starnberger See das Fischerhandwerk gelernt hatte. Hugo Kustermann machte in dann auch zum Verwalter des entstehenden Fischgutes, das er später an ihn verpachtete. Über die Gebäude und deren Innenausstattung gibt das Bildmaterial instruktive Auskunft. Wirtschaftliche Probleme und mangelnde Wasserzufuhr seit der Errichtung Amperkanals bei Zolling führen 1931 zum Verkauf

des Gutes an Johann Luttner, Direktor der Union-Brauerei in Dortmund und Bruder des Verwalters, den Großvater der Verfasserin. Eingehend wird der sich fortsetzende Streit mit den Amperwerken um das Amperwasser beschrieben, der erst 1935 zugunsten des Fischgutes beendet werden konnte. 1938 ging der Besitz an ihren Vater Hans Luttner über. Mehrere Überschwemmungen während der Kriegsjahre und schließlich die große Amperüberschwemmung im regenreichen Juni 1954 setzten neben der sich nach der Währungsreform sich neu orientierenden ökonomischen Entwicklung dem Fischgut wirtschaftlich so zu, dass die Familie das Gut 1955 verkaufte. Den letzten Teil der kleinen Abhandlung füllt die Verfasserin mit Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugend auf dem Fischgut und die Menschen, unter denen sie dort aufwuchs. Das reiche Bildmaterial zum Fischgut wie zur Familie Luttner veranschaulicht vorzüglich den Text wie auch die Zeit, auf den er sich bezieht. Interessenten können Frau Luttner telefonisch unter 08161 / 13594 erreichen.

Michael Großmeier

Mein irdisches Leben  
Gedicht

Lyrikedition 2000 BoD TM Verlag  
Der Buchmedia GmbH, München

Von M. Großmeier ist ein neuer Gedichtband anzuzeigen: „Mein irdisches Leben.“ Im Waschzettel ist zu lesen: „Michael Großmeier hat sich von Beginn seiner literarischen Tätigkeit an mit dem Sterben, mit dem Tod beschäftigt. Diese Thematik zieht sich wie ein roter Faden durch den Gedichtband des in Dachau lebenden Lyrikers.“

In der Tat, die thematisch in Gedichtgruppen arrangierten künstlerischen Gebilde – Kinderzeit / Blumengedichte / Mein irdisches Eden / Barfuß über eine Wiese / Unterm Fallbeil Mond / Das bisschen Sterben – haben den einen Bezugspunkt, den Tod, wobei von der „Kindheit“ hin zu „Das bisschen Sterben“ ein Gefälle zu vermerken ist, eine Intensivierung des insistierenden Fragens nach dem Sinn unseres Daseins, des ernststen, tiefen Ringens um das Geheimnis des Sterbens.

Auf den ersten Blick scheinen es recht traditionelle Gedichte zu sein. So als wäre nie die „Revolution der Lyrik“ verkündet worden, reimt sich da „Lust“ auf „Brust“, „verschmachtet“ auf „geachtet“, „Bangen“ auf „Verlangen“, „Singen“ und „bezwingen“ usw. Und auch hier bei Großmeier kaum ein Gedicht, das nicht nach Strophen gegliedert wäre. Wer aufmerksam liest, findet selbst Sonett-

formen, wie „Die Schatten deiner Toten“, mit jeweils zwei Quartetten und zwei Terzetten, und ganz i. S. der Tradition mit der Subscriptio am Ende des zweiten Terzets. Die traditionellen Metren Jambus und Trochäus dominieren. Und weitgehend ausgeblendet bleibt die moderne, technisierte Welt, keine Fachsprachen, kein Wissenschaftsjargon, kein Denglisch – dafür ist die Rede von Nelken, Ahorn- und Buchenblatt, von Pfauenauge und Schneckenhorn, von der Kammer, der Truhe, dem Fergen, vom Batzen Geld, vom Silberlaub und Birkenzweig, vom Schnitter, der die Sense wetzt, von Daphnes Brust und Hadeskälte.

M. Großmeier, ein die althergebrachte Natur- und Todesthematik fortschreibender Antipode zu einem Medien-, Todes- und Katastrophenthema erprobenden modernen Autor wie etwa Durs Grünbein in „Schädelbasislektion“?

Nicht gegen Durs Grünbein! Aber ist das Beharren auf einem Sprachduktus, der nicht im ironischen Verfremden der alten Memento-mori-Literatur sein kreatives Potential aktiviert, sondern ganz neue energetische Potentiale aus der überkommenen poetischen Sprache gleichsam nach dem sanften Gesetz durch seine ganz eigene Sinnggebung aufschließt, ist solches Beharren nicht eine ganz moderne Antwort auf den Kahlschlag der Sprachtechnizisten?

M. Großmeiers Gedichte zielen nicht auf den verblüffenden Effekt, auf das augenzwinkernde Einverständnis des Textproduzenten mit dem gewieften Leser, die Sprachspielchen mitzuspielen. M. Großmeiers Gedichte sind das Ergebnis eines Gezeichneten, eines Ringenden, der das aus dem Gesichtsfeld des modernen Menschen ins Tabu abgleitende, sich dem analytischen, kritischen Sprechen Entziehende im Bild aufscheinen lassen will.

Nicht das einzelne Gedicht enthält die Botschaft, es sind die Gedichte in der Gesamtheit, die in den wechselvollen Querverweisen und im Weiterdenken und Infragestellen, im Ins-Bild-Setzen und Bild-Hinterfragen gleichsam eine alles in den Sog ziehende Mitte umkreisen. Dies Anliegen wird im Motto des Gedichtbandes auf den Nenner gebracht:

Mit meinen Fingerkuppen taste ich  
nach den Sternen.  
Wird ich die Blindenschrift am Himmel  
je erlernen?

Ich behaupte: Im Zentrum des Gedichtbandes steht gar nicht das Thema Tod, im Zentrum steht das Thema Verwandlung – ein hochmodernes Thema, es sei nur auf Ch. Ransmayrs „Die letzte Welt“ hingewiesen. Und die traditionelle Dichtersprache unterliegt genauso dem Gesetz der Verwandlung wie die tradi-

# BÜCHER

TELEFON 08161 / 5527

# KYRIOS

# FREISING

UNTERE HAUPTSTR. 33

tionellen Vorstellungen von Welt und Leben.

Interessant ist auch, wie M. Großmeier freie Nachdichtungen moderner Lyriker in den Textcorpus einfügt. Er nennt diese Texte „ideengebende Gedichte“, ich meine, es sind ihm Antwort gebende Gedichte; z.B. „Hader mit Gott“ nach Andrej Bjeli:

Die feucht beschlagene Fensterscheibe,  
ich wisch sie mit dem Ärmel klar.  
Das Mondlicht rieselt aus der Eibe.  
Bin ich noch der ich gestern war?

Ich seh im Wind die Birken schwanken.  
Du hast mir, Gott, das Sein vergällt!  
Soll für die Pein ich dir noch danken,  
dem mich zu quälen es gefällt!

Seh ich der Leidensjahre Reihen  
An meinem Aug vorbeiziehn,  
dann kann ich, Gott, dir nicht verzeihen,  
daß ich von dir geschaffen bin!

Den Gott der Kindheit, das lyrische Ich glaubt ihn nicht mehr, kann ihn nicht

mehr glauben.  
Im ersten Gedicht des Bandes „Kindheit“ ist zu lesen:

Die Schmerzen waren uns noch keine Pein.  
Wer starb, verließ das Leben nur zum Schein.  
Er lebte ja im weiten Himmel fort.  
Noch glaubten wir der Priester Lehr und Wort.

Das Drüben ist also nicht das des Kinderglaubens.

Das bisschen Sterben, nitschewo!  
Das Leben ist noch schlimmere Pein!  
Gedenkt ihr meiner, dann tut's froh!  
Auch ich werd drüben fröhlich sein!  
(aus: Das bisschen Sterben)

Eine Antwort auf dieses Drüben gibt es im wunderschönen Bild des „Türkissteins“ (nach Simon J. Ortiz):

Ich halte mit dem Türkis  
Auch in meiner Hand  
Den Himmel  
Eingezwängt in diesen kleinen Stein

Hoch oben eine weiße Wolke,  
fast am Rand.  
Der Punkt tief unten muß die Welt,  
die unsre, sein.

Ich dreh den Stein:  
Der Himmel wird unendlich weit.  
In Steinen nur  
Wird solche Klarheit möglich sein.

Ich spür in meiner Hand  
Des Himmel Seligkeit,  
Bin eingeschlossen selbst  
In diesen Türkisstein.

Das Eden ist nicht das ferne Eden, es ist das Eden der Verwandlung, wie es paradigmatisch das Gedicht „Grabrosen“ sagt:

Werden auf dem Grab die Rosen,  
sprengend meinen Totenkasten,  
mit den Wurzeln nach mir tasten,  
Wangen mir und Lippen kosen,  
eh sie ganz zu Staub verfallen?

Werden um den Staub die Rosen  
Liebreich ihre Wurzeln ballen,  
Ihn statt Mund und Wangen kosen?

Schwelt in meinem Staub doch alle  
Liebesglut noch meines Lebens!  
Daß im Rosenrot aufwalle  
Sie noch einmal, scheint's vergebens?

Was in Ovid Metamorphosen noch Gewissheit war,

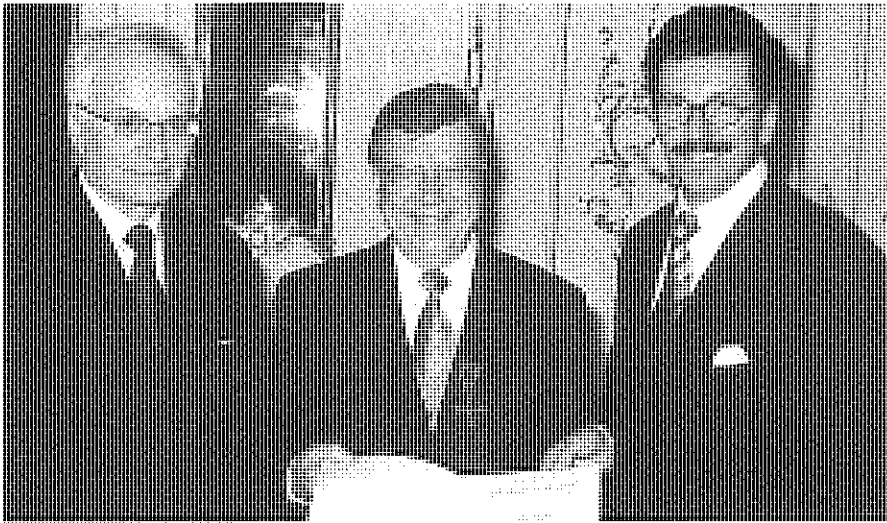
Nec perit in toto quicquam, mihi credite, mundo,  
sed variat faciemque novat

hier ist es dem modernen Menschen zur Frage geworden. Es sind Gedichte, die nicht der Antworten geben, es sind Gedichte, die die Fragen stellen, die uns ganz elementar als Menschen der Moderne beschäftigen. Und der Verwandlung der Vorstellungen korrespondiert die Metamorphose der poetischen Strukturierungsmittel, der Semantik und der Stilistik.

Ein Buch, das auf eindringliche Weise und in einer Fülle von poetischer Transformationen traditioneller Aussagemittel die Existenz des modernen Menschen ins lyrische Bild setzt.

Peter Waltner

# Wir gratulieren Lebenshilfe



Am 3. Januar wurde Horst Thoma das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

Wie erlangt man ein Verdienstkreuz? Muss man sich dafür in einer Partei einrichten? Empfiehlt sich ein Onkel in der Regierung? Ist ein Spezi in den Medien nützlich? „Er bekommt die Medaille nicht für ein besonderes Verdienst“, würde Ludwig Thoma sagen, „er hat sie abgesessen, einfach abgesessen. Wie man das eben absitzt.“ Bleiben wir noch kurz bei Ludwig Thoma. Horst Thoma, um den es hier geht, hat eine geborene Filser geheiratet, die in Kleinberghofen Lehrerin war. Hier, im Dachauer Hinterland, im Josef-Filser-Land also, steht noch heute Ludwig Thomas Lieblingsgasthaus.

Aber genug von Ludwig Thoma. Horst Thoma hat seine Medaille nicht abgesessen. Andererseits, wer Stadtrat ist, Kreisrat, Pfarrgemeinderat, Kreisbeauftragter der Malteser, Kulturreferent, Kreisvorsitzender der Jungen Union, Vorstandsmitglied im Landesverband der Lebenshilfe, der hetzt von einer Sitzung zur anderen, fünf, sechs Abende pro Woche – ist die Medaille doch „ersessen“? Auf den ersten Blick könnte es so aussehen. Der zweite Blick zeigt den Irrtum: Nicht der Mann erjagt die Pöstchen. Die Ehrenämter jagen den Mann. Thoma, Abiturjahrgang 1959 des Dom-Gymnasiums Freising, hat Rechtswissenschaft und betreibt eine Anwaltskanzlei in Aichach. Der einsatzfreudige Mitbürger war höchst gefragt und manchmal wurde dabei sogar der

gewieft Jurist aufs Kreuz gelegt. Der Kulturreferent war automatisch auch Kuratoriumsvorstand der Volkshochschule (was man ihm vorher wohlweislich verschwiegen hatte, der Dekanatsratsvorsitzende gleichzeitig im Diözesanrat (auch hier erfuhr er erst nachträglich von seinem Glück).

Wie gesagt, die Ämter jagen den Mann und manchmal bringen sie ihn auch zur Strecke. Eine Erkrankung infolge Überlastung nahm Thoma als Warnschuss und gab Pflichten ab. Nun beschränkte er sich mehr und mehr auf ein Gebiet, das ihm durch seine Frau immer vertrauter wurde. Die nämlich unterrichtete im Haus der Aichacher Grundschule Lern- und geistig Behinderte. Aber was heißt schon „beschränkte er sich“? Als bei der Gebietsreform Friedberg eingegliedert wurde, das über keine Einrichtung der Lebenshilfe verfügte, wurde ihm 1976 der Vorsitz der Lebenshilfe angetragen, nachgetragen, aufgedrängt, siehe oben. Denn der nun folgenden Aufbauphase fiel pro Woche mindestens ein ganzer Anwaltstag zum

Opfer, Zeit, die samstags und sonntags nachgeholt werden musste. Seine Frau, inzwischen ganz Hausfrau und Mutter, zog unterdessen die drei Kinder auf und träumte manchmal von einem Verein ohne Ziel und Zweck, in dem ihr Mann ihr wenigstens bei der monatlichen Vorstandssitzung über den Weg laufen würde. Thoma gibt es gerne zu, dass er ohne Verständnis, Geduld und tätige Unterstützung seiner Frau nicht hätte anschieben können, was nun sichtbar und von großzügiger, einladender Architektur auf dem Aichacher Plattenberg steht: Schule für geistig Behinderte, Tagesstätte, schulvorbereitende Einrichtungen, integrierter Kindergarten, Wohnheim, Wohnungen für betreutes Wohnen, Einrichtungen für familienentlastenden Dienst. Wenn man das schöne Haus betritt, empfindet man sofort, hier ist es gemütlich, man ist geborgen.

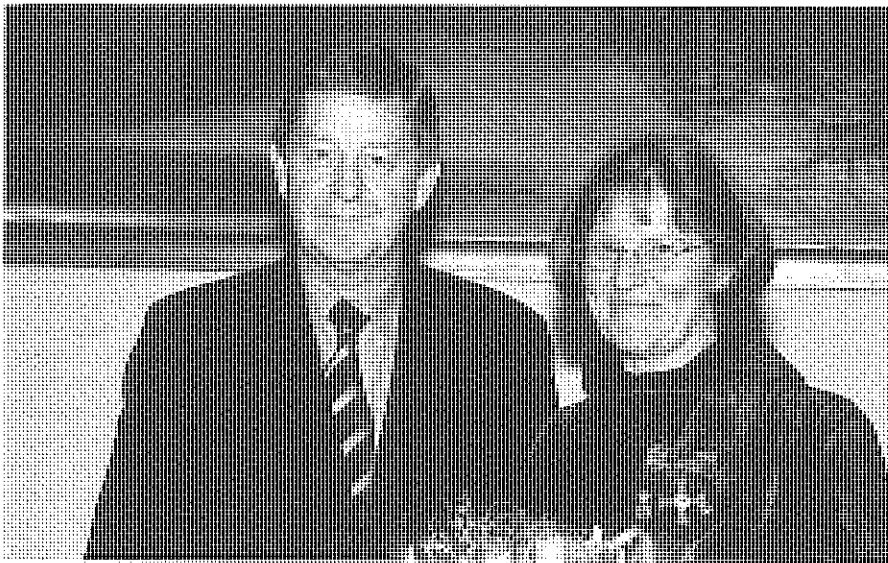
Die Hände in den Schoß legen und seinen Orden bewundern kann Thoma noch nicht. Die Anwaltspraxis ruht zwar teilweise schon auf den Schultern seines Sohnes, aber die Gebäude der Lebenshilfe, seinerzeit für 70 Schüler geplant, beherbergen inzwischen 136 Menschen. Die nächste Erweiterungsphase ist schon in Vorbereitung, unzählige Bauvorschriften, Sicherheitsmaßnahmen, Finanzierungsgesetze und Zuschussfinessenengen zunächst zwar ein, aber sie führen zuletzt zu einem wohlgedachten, gerundeten Bau. Mehr als ein Vierteljahrhundert fruchtbarer Lebenshilfearbeit steht da auf solidem Fundament, Grund genug auch für den „Dom-Spiegel“, Horst Thoma zu seiner Anerkennung herzlich zu gratulieren.

*Reinfried Keilich*



Schule und Tagesstätte

# Wir gratulieren Bundesverdienstkreuz für Sylvia Zapf



„Herren tragen es an der linken oberen Brustseite. Die Auszeichnung (Herrenausführung) ist in der Weise zu befestigen, dass die Nadel durch die äußere Kante des Revers verdeckt wird ... Damen tragen das Verdienstkreuz am Bande (Damenausführung) etwa eine Handbreit unterhalb der linken Schulter... An Mänteln und Umhängen werden Orden nicht getragen.“

Wie eitel muss man für, so was' sein? Sylvia Zapf hat von Bundespräsident Rau das Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen bekommen. Und die Freisingerin ist so uneitel wie nur denkbar, daran hat auch der 20. Dezember 2001, der Tag der Verleihung nichts geändert. Wer sie beglückwünscht, bekommt ein bescheidenes, aber klares Danke, unbefangen legt sie dem Besucher den Orden (Damenausführung) vor, sie ziert sich nicht, denn das wäre schon wieder Eitelkeit. Und sie weiß ja, wofür sie den Orden bekommen hat: Nicht weil sie Selbstverständliches getan hat, im Beruf stand, dem Mann den Rücken frei hielt für seine Arbeit in Weihenstephan, drei Kinder großzog, in Schulbeiräten saß und überall dort einsprang, wo Not am Mann war und eine Frau gefragt wurde, nein, der Orden kam, weil sie Selbstlosigkeit und Hilfsbereitschaft als etwas Selbstverständliches ansieht, weil sie schwerstkranke und behinderte Alleinstehende in deren Wohnung betreut, Flüchtlingen aus dem Kosovo und Aussiedlern aus Rumänien und Russland auf die Beine hilft, im Suchdienst und Katastrophenschutz des BRK tätig ist, sich um die Eingliederung ausländi-

scher Studenten in Weihenstephan kümmert; die Liste ließe sich noch verlängern. Das Stichwort ‚Lourdes‘ zum Beispiel ist nur ein Punkt unter vielen. Aber genauer hingeschaut bedeutet diese Pilgerfahrt in die Pyrenäen im Auftrag der Malteser zwei Wochen im Jahr ununterbrochene und vergütungslose Hinwendung zu vollkommen Hilfsbedürftigen, bedeutet zusammen mit anderen Maltesern und einigen Zivilisten über 30 Rollstuhlfahrer zu betreuen und rund um die Uhr unzählbare Handreichungen zu leisten, die diese Patienten

für die Bewältigung des ganz alltäglichen Lebens brauchen. Da sieht man sie nun, diese Querschnittgelähmten, Multiple-Sklerose-Kranken und Glas-knochenpatienten, Männer und Frauen jeden Alters, die kaum einmal aus ihrem Gipsbett oder Rollstuhl kommen, sie sitzen nun im fernen Lourdes, aufgereiht vor der Grotte, und drängen nicht auf Heilung, sondern bitten um Geduld, Fassung, Haltung und sie zeigen durchwegs entspannte, oft heitere Mienen, vielleicht auch, um den gedul-digen Helfern ihre Dankbarkeit zu zeigen. Aber wie gesagt, dass ist nur ein Punkt unter vielen.

Und weil die meisten dieser Stillen, die den Verdienstorden wirklich verdienen, ihn aus Bescheidenheit kaum einmal tragen, sei es jetzt endlich verraten, wie ‚so was‘ aussieht: die Herrenausführung ist 55 mm groß und hängt goldfarben und rot emailliert an einem kurzen schwarz-rot-goldenen Band. Die Damenausführung ist um 8 mm zierlicher, das Band ist zu einer dekorativen Schleife gebunden. Sie steht Sylvia Zapf in jeder Beziehung und der „Dom-Spiegel“ gratuliert unserem Mitglied herzlich zu der Auszeichnung, die auch als Ermunterung für andere verstanden sein will.

*Reinfried Keilich*

## Spezialarbeiten

(Auskleidungen, Verrohrungen, Geländeran-lagen, Brücken, Treppen aus Edelstahl, Haltestan-gen und Sicherheitseinrichtungen)

aus **Chromnickelstahl**  
für Schwimmbäder, Fitness-Center

und sonst. Einrichtungen plant, liefert und montiert in hervorragender Ausführung

# NERB

Nerb GmbH & Co.KG

Dorfstrasse 39, D-85356 Freising-Attaching

Telefon: +49 081 61/ 98 87-0 Fax: +49 081 61/ 98 87-99

E-Mail: hnerb@nerb.de Internet: www.nerb.de

# Aus dem Vereinsleben

Seit der letzten im Dom-Spiegel 2001 erwähnten Veranstaltung (Vortrag von Dmitri Milinski über Russland am 19.2.2001) gab es eine Reihe weiterer Aktivitäten:

## Veranstaltungen

21.3.2001

Der ehemalige Direktor des Dom-Gymnasiums, **OStD Hans Niedermayer**, lädt uns zu einem Spaziergang durch die Geschichte des Dom-Gymnasiums ein.

19.5.2001

**Mitgliederversammlung.** Sie klang mit einer Matinee unseres Mitglieds **Petra Richter** aus, die jeweils mit einer temperamentvollen Einführung Lieder von Scarlatti und Händel darbot. Anschließend setzten wir uns noch zu einer zünftigen Brotzeit zusammen.

5.7.2001

Das Wetter war schön, und so konnten

uns **Dmitri Milinski** und **Wladimir Stupitzki** klassische und zeitgenössische Lyrik sowie Lieder aus der „Gargenkultur“ im Innenhof des Dom-Gymnasiums präsentieren.

25.10.2001

**Daniel Dolinsky** berichtet über Astronomie und Physik an der Schule – Neue Wege im Rahmen der „Global Education“.

29.11.2001

In bewährter Tradition entführt uns **Lothar Schönhärl** in einem Dia-Vortrag nach Portugal - Land zwischen Atlantik und Spanien.

15.12.2001

Unsere ehemalige Lehrerin und derzeitige Studentin der Ägyptologie, **Frau StDin Annemarie Schmid**, führt uns durch die Ägyptische Staatssammlung in München.

## Finanzen

Zu Beginn des Jahres 2002 hatte der Verein ein Guthaben von ca. 8.000 €. Da sich der Verein an einer Festschrift zur 175-Jahr-Feier 2003 beteiligen will, brauchen wir das Geld dringend. Weitere Ausgabenposten sind der Dom-Spiegel und Veranstaltungen. Nicht zuletzt springt der Verein immer wieder ein, wenn die Schule z.B. für Schüleraustausch Geld braucht.

## Mitglieder

Gegenüber dem Vorjahr ist der Mitgliederstand minimal von 376 auf 380 (jeweils Stand 3.3.) gestiegen. Weiterer Zuwachs wäre wünschenswert. Ein Beitrittsformular befindet sich in diesem Heft.

*Martin Gleixner*

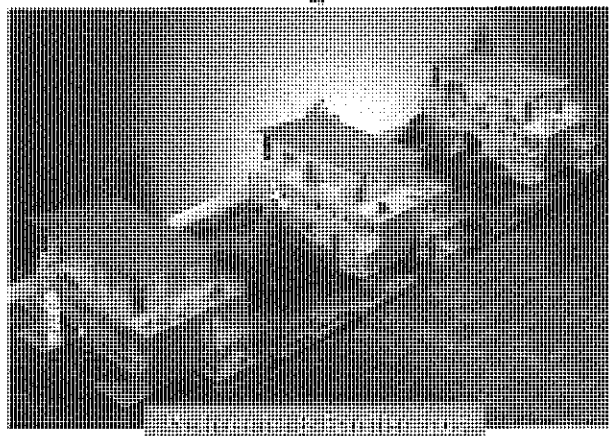
## Freising

**Eigentumswohnungen  
und Reihenhäuser in bester  
Stadtlage:**

Ausnahmegrundstück in bevorzugter Höhenlage von Freising. Absolut ruhig, mit altem Baumbestand und bester Verkehrsanbindung:

- ▣ Attraktive 1-4 Zimmer-Wohnungen in überschaubaren Hausgemeinschaften
- ▣ Erdgeschoßwohnungen mit großzügigen Gartenanteilen
- ▣ Dachgeschoßwohnungen mit bis zu 70m<sup>2</sup> großen Dachterrassen
- ▣ Familiengerechte Reihenhäuser mit Gartenanteil und Dachterrassen
- ▣ Bauausführung in bekannter Domicil-Qualität
- ▣ moderne, anspruchsvolle Architektur
- ▣ Baubeginn: Dezember 1999

VIMYPARK



**DOMICIL**

Erdinger Straße 30 • 85356 Freising • Telefon 08161/85631  
Fax 08161/85681 • www.domicil-freising.de • info@domicil-freising.de

**Domicil: Ihr Partner für individuelles Wohnen**

**DOMICIL**



# Das Dom-Gymnasium im vergangenen Jahr: Festigung ist kein Stillstand

Das seit der letzten Ausgabe des Dom-Spiegels abgelaufene Jahr brachte in der Schule keine strukturellen Neuerungen mehr. Die Zeit wurde genutzt, die in den Vorjahren beschlossenen neuen Angebote in die Praxis umzusetzen und sorgsam ihre Ergebnisse zu beobachten.

## Vierte Pflichtfremdsprache

Die Möglichkeit, die erste Pflichtfremdsprache, Latein, nach der 10. Klasse in einer ihrer Tochtersprachen fortzuführen, nimmt etwa die Hälfte der Schüler wahr. Dabei war auch im zweiten Jahr Spanisch die große Favoritin. Für Italienisch als vierstündiges Pflichtfach meldeten sich zu wenig Schüler. Ihr harter Kern trifft sich allerdings regelmäßig mit Frau Gresset in einer freien Arbeitsgemeinschaft. Die Erfahrungen mit Spanisch sind gemischt, wie könnte es auch anders sein. Der späte Beginn ist, bei der gegebenen Vorbildung, unproblematisch und der Lernfortschritt im Sprachlichen frappierend. Das Ziel der Abiturfähigkeit wird ohne Zweifel erreicht werden und die dann nachgewiesene Sprachkompetenz wird den Vergleich nicht zu scheuen brauchen. Allerdings zeigen sich bereits im zweiten Jahr (12. Jahrgangsstufe, Grundkurs) die befürchteten Unterschiede in der Leistung und in der Anstrengungsbereitschaft deutlich. Die vierte Pflichtfremdsprache ist vom Ministerium ja leider nur mit einem großen Handicap auf die Kollegstufen-Startbahn gelassen worden: Der Schüler muss sie **zusätzlich** zu einer anderen Fremdsprache belegen, braucht sich seine Noten aber nirgends anrechnen zu lassen. Wen wundert es, dass mancher Rechner unter den Kollegiaten sich entsprechend verhält, nachdem Schwung und Begeisterung des Neuanfangs dem Alltag gewichen sind. Auch die Aufnahme der inhaltlichen Komponente (Landeskunde und reiche Literatur), eben die angestrebte begeisterte Horizonsweiterung stößt nur bei einem Teil der Schüler auf große Resonanz. Für die aber, die sich mitnehmen lassen auf die große Entdeckungsreise, bringt das Spanische reiche Ernte ein. Wir werden deshalb das Angebot engagiert fortführen.

## Bilingualer Zug Englisch

Wer mehr als zwei Fremdsprachen lernen will, für den ist Latein die beste Einstiegssprache. Daran gibt es keinen Zweifel. Das wir aber zur Stabilisierung

dieser Einsicht und damit zur Akzeptanz unserer Eingangshürde Latein etwas tun mussten, ist ebenso unbestritten. Genauso notwendig ist es, in der heutigen Zeit, für Englisch als nur zweiter Fremdsprache ergänzende Qualifikationen anzubieten. Der **bilinguale Zug Englisch** in der Mittelstufe hat seine Probleme vor allem in dessen Vorbereitungsphase, der 7. und 8. Klasse. Hier werden wir eine Konzentration vornehmen müssen. In der Anwendungsphase, in der 9. und 10. Klasse Erdkunde auf Englisch, zeigte die Gruppe überzeugende Ergebnisse. Dies bestärkt uns in der Richtigkeit des Weges und im Bemühen, den englischen Fachunterricht in die höheren Klassen hinein auszuweiten. Der Lateinunterricht kommt mit dem möglichen Abschluss nach der 10. Klasse zurecht. Uneingeschränkt positiv sind die Rückmeldungen aus dem Bereich der **Naturwissenschaften**: Das Fach „Natur und Technik“ in der 5. Klasse würden Lehrer und Schüler gerne auf das Doppelte aufstocken. In den Gesprächen mit den Eltern bei der Schulschreibung zeigt sich, dass v.a. die Einführung der 4. Pflichtfremdsprache (Spanisch) in der Öffentlichkeit sehr positiv wahrgenommen wird und in Einzelfällen begabte Schülerinnen der oberen Mittelstufe zum Wechsel ans Dom-Gymnasium veranlasst hat. Die Schärfung des naturwissenschaftlichen Programms und der erweiterte Englischunterricht sind dagegen in der Öffentlichkeit noch nicht so angekommen.

## Unterrichtsangebot / Budgetierung

Mit der Einführung der Budgetierung der Unterrichtsstunden mussten wir leider deren Zahl verringern und wir werden in den kommenden Jahren weitere Einsparungen vornehmen müssen. Die vier an Stunden aufwendigen, aber für das Schulprofil unverzichtbaren Extras des Dom-Gymnasiums: der humanistische Zweig (Griechisch), die vierte Pflichtfremdsprache (Spanisch), die musischen Wahlgruppen (Chor, Orchester) und der bilinguale Zug Englisch sind aber in ihrem Bestand (noch) nicht gefährdet. Wir müssen halt findig sein. Die grundsätzlich richtige Politik der Sanierung der Staatshaushalte in Bund und Ländern trifft uns hart. Solange wir den Eindruck haben, dass die Opfer gleichmäßig verteilt sind, tragen wir sie aber konstruktiv mit.

**Erwartungen am Dom-Gymnasium:  
Allgemeinbildung, Studierfähigkeit**

## und Ergebnisse von Timss- und Pisa-Studien

Die Bedarfsklagen der Wirtschaft (deren Repräsentanten ansonsten am Gymnasium wenig Gutes lassen), man habe nunmehr zu wenig Hochschulabsolventen und dies vor allem im naturwissenschaftlich-technischen Bereich, haben die Erwartungen der öffentlichen Meinung wieder verstärkt auf die Studierfähigkeit als Ziel des Gymnasiums gelenkt. Wenn es uns dann noch gelänge, dass unsere Abiturienten zwischen Abitur und Aufnahme des eigentlichen Studiums nicht noch viel Zeit verstreichen ließen, hätten wir viel erreicht. Nicht die Gymnasialzeit muss verkürzt werden – der bayerische Abiturient ist nicht älter als seine europäischen Kollegen Studienanfänger -, die zu lange Orientierungsphase zwischen Abitur und Beginn des eigentlichen Studiums ist das Problem. **Studierfähigkeit heißt eben auch, zu wissen was man will und was man kann. Studierfähigkeit bedeutet heute auch, sich ein Auslandsstudium zutrauen.** Mit unserem erweiterten und vertiefenden Fremdsprachenangebot und unseren Austausch- und Fahrtenprogrammen versuchen wir, dazu beizutragen. **Der Unterricht verlagert sich langsam: inhaltlich** von der Wissensvermittlung zur Wissensordnung und zur Wissensanwendung, **methodisch** von der rezeptiven Schülerhaltung zur aktiv gestaltenden (z.B. LdL-Methode: Lernen durch Lehren). Er hat sich längst von der Stoff-Fixiertheit gelöst und öffnet sich für Unterrichtsformen, die selbstmotiviertes Lernen und selbständiges Organisieren von Arbeit fördern sowie die Fähigkeit des Kooperierens schulen. **Bei den Schülern selbst ist eine stärkere Hinwendung zur Kurzeitleistung und zur selektiven Wahrnehmung zu beobachten, vergleichbar ihrem Fernsehverhalten.** Kommt der Schulstress daher, dass der Schüler den Lehrer eben nicht wegzappen und er sich nicht nach Belieben oder weil ihn gerade etwas frustet, aus dem Klassenzimmer wegchatten kann? Die Ergebnisse von Timss und Pisa haben in allen Schulen zu Erschütterungen geführt. Wir haben aber durch sie die große Chance uns positiven Veränderungen zu öffnen, Schule neu zu überdenken und dann unserem Verfassungsauftrag hoffentlich besser nachzukommen.

OSTD Alfons Strähhuber



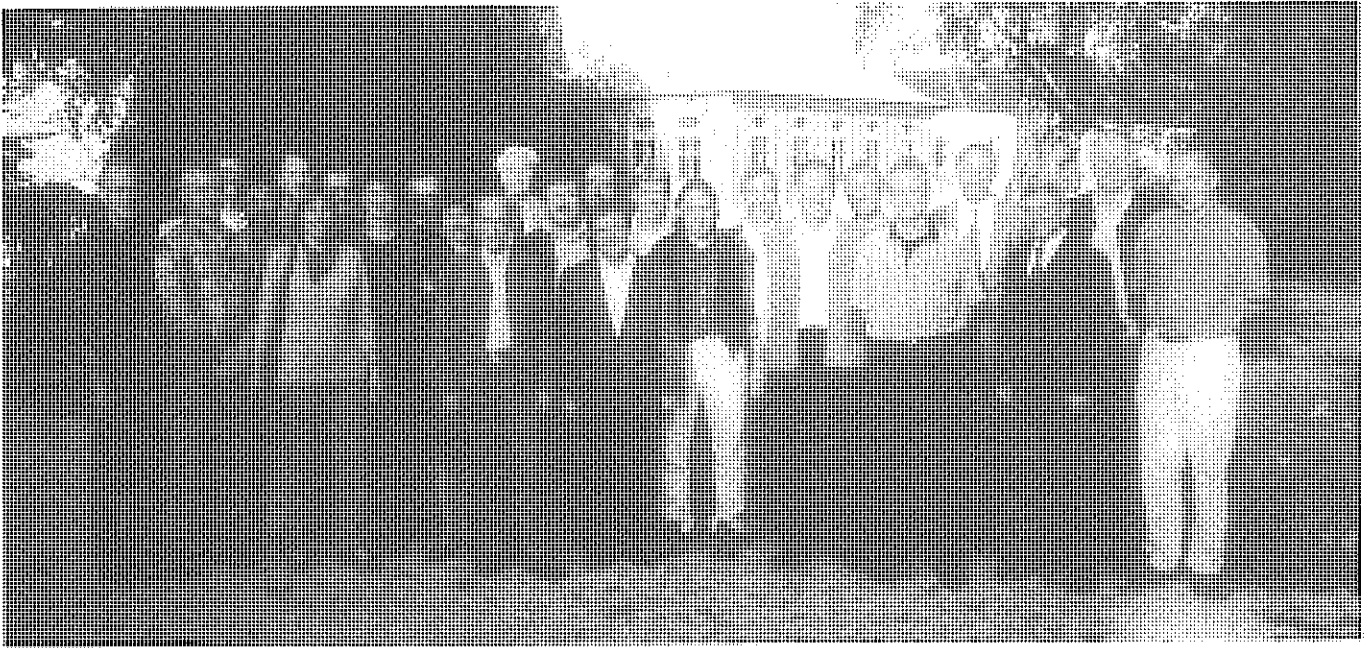
Klassentreffen der Absolvía 1956 am 30. April 2001



Zu ihrem regelmäßigen Klassentreffen, heuer 40 Jahre nach dem Abitur, versammelten sich Angehörige der Absolvía 1961 des Dom-Gymnasium Freising heuer wieder in Gaden auf dem in sattem Grün gelegenen Anwesen eines ehemaligen Mitschülers. Alle fünf Jahre treffen sich die Männer und die einzige Dame dieses Abitur-Jahrganges, um Erinnerungen auszutauschen, die Veränderungen der vergangenen Jahre zu besprechen und auch das aktuelle Zeitgeschehen zu analysieren. Von den rund 35 Neuntklässlern, die 1961 das Reifezeugnis ausgehändigt bekamen, sind leider nur noch die Adressen von rund 20 Schülern bekannt. Mancher aus diesem Kreis ist aber auch mit annähernd 60 Lebensjahren noch so im Arbeitsprozess eingespannt, dass er sich zu dem Klassentreffen 2001 nicht freimachen konnte. Das „Häuflein der Aufrechten“ umfasste dadurch heuer nur 13 Ehemalige (Bild). Diese verlebten dann allerdings bei herrlichem Wetter einen schönen Tag in Gottes freier Natur. Nach einem Willkommenstrunk und einem Gottesdienst in St. Jacob in Gaden, den der heutige Pallottinerprovinzial und ehemalige „Kraut“-Bewohner, Pater Alois Schwarzfischer (erste Reihe, zweiter von links) zelebrierte, traf man sich im Landgasthof Gumberger in Gaden zum Mittagessen, der Nachmittag im Garten von Brigitte und Raimund Lex verging bei Kaffee, Kuchen und Schmalznudeln wie im Fluge. Raimund Lex war 1961 zum Erstchargierten gewählt worden und ist somit für die Organisation und Durchführung der Klassentreffen traditionsgemäß verantwortlich, seine heutige Frau war im Frühjahr und Sommer des Abiturjahres für so manchen „Buben aus dem Knabenseminar“ Tanzlehrerin und –partnerin, als wenigstens die Polonaise und der Walzer für den Abschlussball eingeübt werden mussten.

Mit bei den Absolventen war auch ihr damaliger Mathematiklehrer, Oberstudiendirektor i.R. Wolfgang Diepolder. Der damalige „Direx“ und Klassenleiter, Oberstudiendirektor i. R. Andreas Brandmair sandte durch seine Tochter, die einzige Dame in der damaligen und heutigen Männerrunde, herzliche Grüße. Er konnte aus Altersgründen nicht an dem Treffen teilnehmen. Oberstudiendirektor Georg Glück war verhindert und übermittelte schriftlich seine Grüße.

Beim Auseinandergang war man sich sicher: In fünf Jahren wollen wir uns alle wieder treffen.



**Klassentreffen der Absolvia 1971 am 6. Oktober 2001**

Osterauer, Keimerl, Dr. Hammerl, Sellmaier, Dr. Bauer, Schreiner (Kreidl), Denk, Weishaupt (Trübswetter), Feller, Mayerthaler, StD Ruhbaum, OSiD Diepolder, Mayer Anton, Hiller, Kreitmair, Seitz, Gervasoni, Werner, Hörmann, Linhuber, Deiml, Obermaier Wagatha, Fuchs, OSiD Rester



**Klassentreffen der Absolvia 1991 am 7. Juli 2001**

**Die Privatbank sagt:  
„Willkommen!“**

**SPERRER**



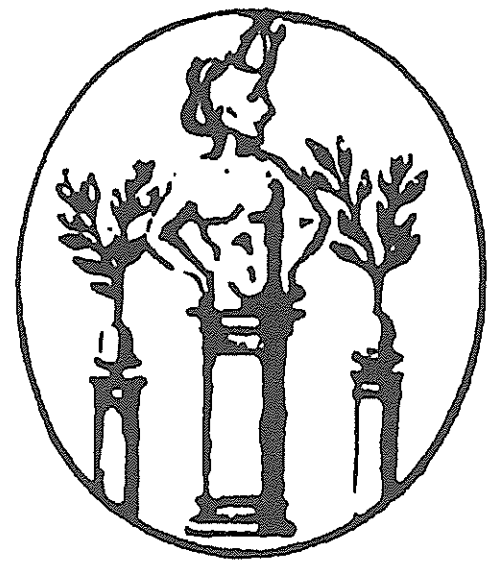
**PRIVATBANK**

3 x in Freising, 1 x in Moosburg

**ABRAXAS**

**Bücher in Freising**

Bahnhofstr. 14 · 85354 Freising  
Tel. 0 81 61 - 72 30 · Fax 59 27  
Vorverkauf: 0 81 61 - 417 00



# Das Klassenzimmer wird zum Regenwald

Schüler des Dom-Gymnasiums zeigen beim „Tag der Naturwissenschaften“, wie spannend Schule sein kann

**Freising** ■ Lebende Vogelspinnen, Lebensmittelanalyse und Lochkamera-Fotos: der Freitagnachmittag war im Dom-Gymnasium ganz den Fächern Biologie, Chemie, Physik und Mathematik gewidmet. Für einen „Tag der Naturwissenschaften“ hatten Schüler und Lehrer ihr Gymnasium in ein kunterbuntes Naturkundemuseum verwandelt und bewiesen damit, wie viel Spaß die oft gefürchteten Schulfächer machen können.

All die vielfältigen Projekte, Ausstellungen und Vorführungen demonstrieren, wie spannend und unterhaltsam jedes Schulfach sein kann, wenn man es einmal von der praktischen Seite angeht. So konnten die zahlreichen Besucher am Modell sehen, wie eine Magnetschwebbahn funktioniert, durften selbst astronomische Teleskop-Bilder analysieren und im Fotolabor Aufnahmen einer Lochkamera selbst belichten und entwickeln.

In der Säulenhalle wurden Supermarkt-Produkte wie Seife und Brausepulver chemisch analysiert, und Schüler der achten Klasse führten selbst gebastelte Modelle aus der statischen Mechanik wie den „cartesischen Taucher“ anschaulich vor. Eines der schönsten Projekte im Be-

reich Biologie war sicher die Ausstellung zum Thema „Wald“, zu der die Schüler in einem der Klassenzimmer den einheimischen Wald dem tropischen Regenwald gegenübergestellt hatten, mit echten Pflanzen und Bäumen, ausgestopften Tieren und Vogelgezwitscher vom Band.

„Wir wollen zeigen, dass auch am Dom-Gymnasium im Bereich Naturwissenschaften jede Menge los ist“, erklärte Studiendirektor Gerhard Haimerl die Idee des Projekttages. Wie der Biologielehrer betonte, hätten die betreuenden Lehrer Wert darauf gelegt, die Schüler die Projekte selbst entwickeln zu lassen. Auch die Themenvorschläge hätten die Schüler alleine gemacht, er sei dabei nur der „wissenschaftliche Berater“ gewesen, so Haimerl.

Mit dem Ergebnis der Arbeit für die die Schüler teilweise ihre Freizeit am Nachmittag opfernden, zeigte sich der Lehrer sehr zufrieden: „Die Kinder waren am Schluss selbst total begeistert, dass es so schön geworden ist.“ Und auch dem Lehrerkollegium habe der „Tag der Naturwissenschaften“ so gut gefallen, dass die Schule im nächsten Jahr vielleicht sogar eine ganze Projektwoche veranstalten wolle. ha



*In ein Naturkundemuseum verwandelten Schüler und Lehrer das Dom-Gymnasium für den „Tag der Naturwissenschaften“. Im Regenwald war Vogelgezwitscher vom Band zu hören. bi/Foto: sm*

SZ 22. April 2001



# Grenzen überwinden

## Ein Schüleraustauschprojekt von besonderem Wert

Jahrhunderte alt sind die Beziehungen von Freising nach Slowenien, der Stadt Bishoflack oder Skofja Loka, wie sie in der Landessprache heißt. Dass diese Verbindung heute wieder ganz lebendig ist, das zeigte die Wandzeitung, die in der Aula des Domgymnasiums aufgestellt wurde. Beim Bayerischen Heimattag stieß sie auf großes Interesse. Waren die Berichte und Collagen doch ein Beispiel dafür, wie Grenzen überwunden werden können.

Weil die Schüler der Klasse 3a des Gimnazija Skofja Loka eine Facharbeit über die Partnerschaft der beiden Städte Freising und Skofja Loka schreiben wollten, nahmen sie Kontakt zur Klasse 10c des Domgymnasiums auf. Schnell war die Idee eines Schüleraustausches geboren. Am 2. Mai dieses Jahres war es dann soweit, mit ihren Lehrern machte sich die Klasse auf den Weg nach Slowenien. Skofja Loka, die Umgebung der Stadt und Ljubljana, die Hauptstadt Sloweniens wurden besichtigt. Sogar am Unterricht der slowenischen Klasse wurde teilgenommen.

Mitte Juni soll nun ein Gegenbesuch der Gymnasiasten aus Skofja Loka stattfinden. Finanziert wird dieser mit dem Geld, das sie für den zweiten Platz bekamen, den sie mit ihrer Facharbeit über Freising und Skofja Loka beim Landeswettbewerb Bayern und Slowenien erreichten. Über ihren Besuch berichteten die Freisinger Schüler auf der Wandzeitung. „Es war mehr als großartig“, war dort zu lesen. Großartig fanden auch

die Tagungsteilnehmer des Bayerischen Heimattages dieses Projekt. Die Begegnung der Menschen verschiedener Länder stuften sie als besonders wichtig ein, um gegenseitiges Verständnis zu erlangen und das gemeinsame Kulturerbe zu erhalten.

Auf große Anerkennung stieß ein weiteres Projekt des Domgymnasiums. Vor über fünf Jahren begann es auf die Initiative von Max Manheimer und Manfred Musiol. Die Spuren der Geschichte wurde dabei auf eine ganz besondere Art erforscht: mit Hilfe der Musik. Gemeinsam mit den Gymnasien Novy Jicin (Neutitschein, in der Tschechei) und Povazska Bystrica (Slowakei) beteiligte sich das Domgymnasium an dem europäischen Musikprojekt „Sokrates-Comenius“. Mit ihren Lehrern führen 50 Freisinger Gymnasiasten in die Tschechei. Es fanden Gegenbesuche statt. Im Mittelpunkt standen jeweils gemeinsame Konzerte der Schüler-Big Bands und Schulchöre. Natürlich erfuhren die Schüler der drei Gymnasien aber auch einiges über die Geschichte der drei Länder und die Verbindungen von Bayern, Slowakei und Tschechien und über die Eigenheiten ihrer Heimatkultur.

Dass auf diese Weise gemeinsame Wurzeln und Ansatzpunkte gesucht wurden und neue Verbindungen entstanden sind, wurde von den Tagungsteilnehmern hoch bewertet. Auch im Bezug auf die geplante Osterweiterung der EU sei dies ein wertvoller Beitrag für das gegenseitige Verständnis, so ein Tagungsteilnehmer. *gabi*

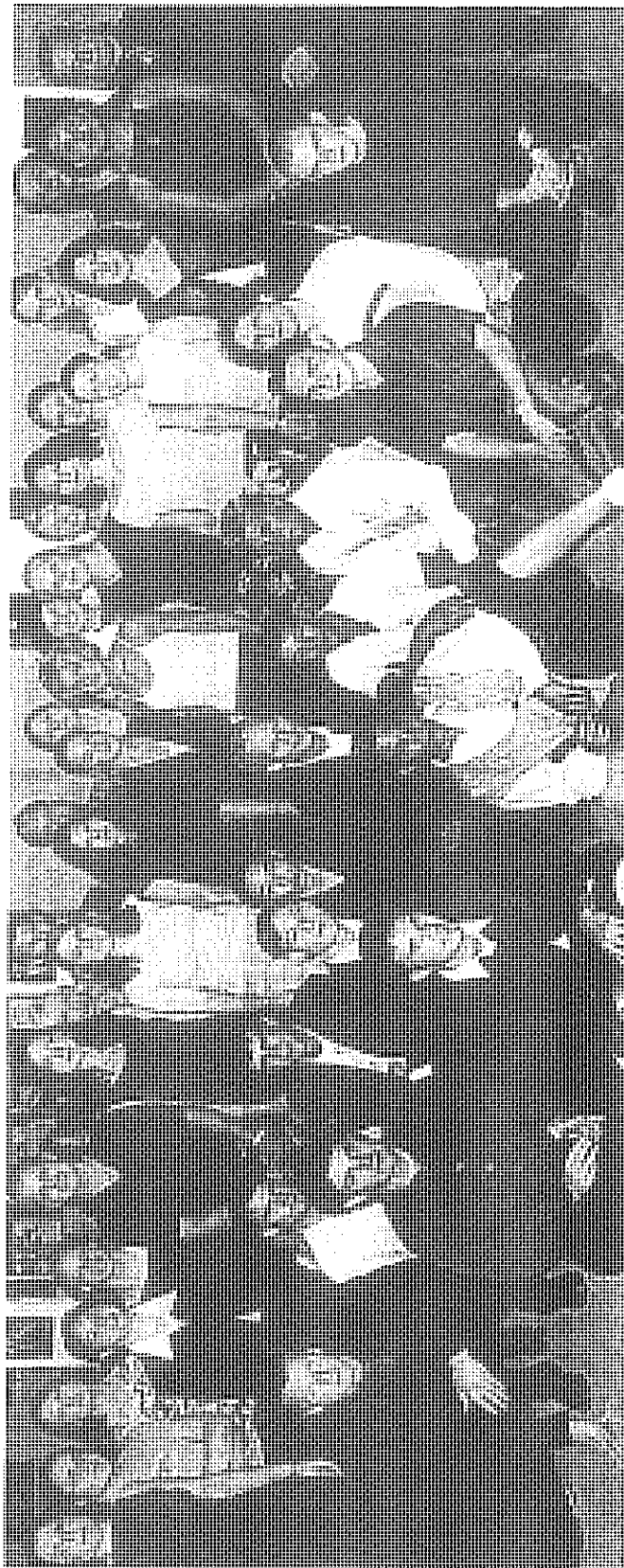


*Viel Lob gab es für die Wandzeitung der Domgymnasiasten, die über Projekte mit ausländischen Partnerschulen berichtete. gabi/Foto: rov*

SZ 28. Mai 2001

# Am Dom-Gymnasium gab' Spitzennoten

Nach Ärger über die freche Abiturzeitung verlief die Zeugnisverleihung gestern wieder friedlich



Franz Aigner, Till Arnold, Cornelia Bamberg, Sandra Boßerhoff, Joachim Burghardt, Nora Denk, Quoc Duong Minh, Sandra Eck, Yvo Fischer, Stefan Fritsch, Simon-Kastilius Hilber, Kathrin Höbisch, Veronika Holzmaier, Maria Hondele, Stefanie Iraschko, Susanne Jahnke, Matthias Kessler, Anja Kieser, Ulrike Kronika, Adelina Frein von Lichtenstem Reiser, Birgit Modlmair, Irene Modlmair, Lukas-Fabian Moser, Georg Müller, Daniela

Münzel, Andreas Nachtmann, Joachim Raue, Stephanie Redl, Veronika Reif, Felicia Reinstädt, Lea Vanessa Reuter, Monika Scharff, Oliver Schneider, Felix Schüller, Kristina Schwarz, Wolfgang Schwarz, Roman Sellner, Daniel Semren, Judith Stagl, Johannes Struller, Elmar Thalhammer, Florian Vöst, Bernadette Wöcker, Veronika Wiesheu, Sandra Zehentmeier sind die Absolventen des Abi-Jahrganges. Fotos, 2: Metz

FT 30. Juni / 1. Juli 2001

**Freising (sb)** - Einem überdurchschnittlich guten Jahrgang überreichte gestern Vormittag der Direktor des Dom-Gymnasiums Alfons Strähuber die Abiturzeugnisse. Bei 21 Schülern steht in der Abiturnote eine Eins vor dem Komma. Scharf kritisierte Strähuber allerdings die Abiturzeitung: „Da tun sich Abgründe auf“.

Den Festakt in der Aula des Dom-Gymnasiums eröffnete das Orchester der Schule mit einem Klavier- und Violoncellokonzert von Joseph Haydn. Dann überbrachte Bürgermeister Josef Hauner den Abiturienten die Glückwünsche des Freisinger Stadtrats. Landrat Manfred Pointner erzählte von der Abiturverleihung und von dem „Gefühl der Genug-tuung und Erleichterung“. Genauso sollten sich die Absolventen fühlen, schließlich hätten sie es sich verdient. Die Schüler sollten aber auch ihren Eltern und Lehrern dankbar sein. Der Vorsitzende der „Freunde des Dom-Gymnasiums“, Martin Gleixner, zeigte in seiner Ansprache viel Verständnis für die „unbändige Freude“ der Absolvia. „Den Druck der Prüfungen und Benotungen sind sie jetzt losgeworden“. Doch neben dem Schulstoff haben die Abiturienten auch soziale Kompetenzen wie Frustrationstoleranz und gemeinschaftliches Arbeiten

erworben. Elternbeiratsvorsitzender Professor Bernd Sutor betonte, wie wichtig ein Hochschulstudium sei. Da bedenkllicherweise immer weniger studieren, sei es erfreulich, dass zwei Drittel der Absolvia ein Studium ins Auge fassen.

Nach einer musikalischen Einlage des Schulchors übten Felicia Reinhardt und Oliver Schneider in der Rede der Abiturienten Kritik an ihrer Schule. „Das Auswendiglernen kommt vor dem eigentlichen Denken.“ Auch vermisste man am Gymnasium die Orientierung der Lerninhalte an der Berufswelt. Vor allem beim Infor-

matikangebot bestehe Nachholbedarf. Weiter kritisierten die beiden Redner die „ungerechte Benotungen“ mancher Lehrer und die „unklare Linie und veränderten Entscheidungen des Direktors“. Aber auch die „familiäre Atmosphäre und guten Erfahrungen“ blieben nicht unerwähnt.

Oberstudiendirektor Alfons Strähuber lobte am Anfang seiner Ansprache die überdurchschnittlichen Leistungen der Absolventen. „Mit einem Durchschnitt von 2,1 werden wir wohl weit über dem Landesdurchschnitt liegen“. Vor allem die Leistungen in den Naturwis-

senschaften seien sehr erfreulich. Scharf kritisierte er die Abiturzeitung. „Diese Hochglanzbrochure ist voller nazistischer Selbstbespiegelung und hat die Grenzen der Beleidigung weit überschritten.“ Vor allem die abgedruckten Zitate zweier Lehrer sind mit ihren „eindeutigen Anspielungen scharf zu tadeln“. Einige Buhrufe erntete der Direktor für seine Äußerung, dass „in der Abiturzeitung wohl die Nikotinfrustration abgelassen wurden“. Damit spielte er auf die immer wieder auftretenden Konflikte zwischen Direktorat und den vor dem Haupteingang rauchen-

den Schülern an. Bevor im Anschluss Kollegstufenbetreuer Karl Reif mit der Verleihung der Zeugnisse begann, trat Oliver Schneider nochmals an das Mikrophon, um sich für die Zitate in der Abiturzeitung zu entschuldigen.

Dann versammelten sich die Absolvia im hinteren Teil der Aula zum Höhepunkt des diesjährigen Festaktes. Jeder der 45 Abiturienten trat einzeln an die Bühne, um das ersehnte Reifezeugnis endlich in den Händen zu halten. Beim Sektempfang zeigten sich Schüler und Direktor freilich wieder versöhnt.

**Sebastian Beck**



**Mit einem Abschnitt von 1,3 bester Leistungskurs Mathematik aller Zeiten am Dom-Gymnasium: Felix Schüller, Judith Stagi, Bernadette Wecker, Lukas Moser, Lehrer Karl**

**Bekanntgabe der Abiturnoten an den Gymnasien: Nach dem Lernstress machen viele erst einmal Urlaub**

# Ein Tippfehler bringt Überraschungen in letzter Sekunde

Am Dom-Gymnasium erreichen knapp die Hälfte der Prüflinge die Note 1,9 oder besser / Mehrere Ergebnisse werden korrigiert

Von Thomas Metz

**Freising** ■ Mit dem Ergebnis der Abiturprüfungen dürfte das Dom-Gymnasium heuer über dem bayerweiten Durchschnitt liegen. Knapp die Hälfte der Schüler erreichte die Note 1,9 oder besser. Ein in letzter Sekunde entdeckter Tippfehler brachte noch zusätzlich positive Überraschungen.

Die Schulleitung gab gerade die Abinoten bekannt, als der Kollegenbetreuer falsch eingetragene Prüfungsnoten im Leistungskurs Musik entdeckte: Mehrere Ergebnisse wurden daraufhin korrigiert, der Schnitt eines Schülers stieg von 1,3 auf 1,1. Ihm sei nicht bekannt, dass auch nach unten hätte korrigiert werden müssen, so Schulleiter Alfons Strähuber. Mehrere Schüler seien nicht zur Notenvergabe erschienen, zwei von ihnen, weil sie mit einer Autopanne in Italien fest säßen.

Spitzenreiterin Kathrin Hölsch (Schnitt 1,0) berichtete gestern, sie sei während der Prüfungen krank gewesen und habe nur zwei Tage auf das Colloquium lernen können. Nebenbei hat die Muster-schülerin das Abiturzeugnis ihres Freundes Joachim Burghardt (1,1) abgeholt, der zur Zeit in Griechen-

land weilt. Bei allen Prüfungen dabei gewesen sei ihr Glücksbringer, der schon ihre Schwester durchs Abitur begleitet habe. Nun will sie zwei Wochen mit ihrem Freund verreisen.

Maria Hondele (1,0) hat sich einen Schnitt von 1,3 vorgenommen, um Medizin studieren zu können. Nun wolle sie aber schnellstmöglich in den Urlaub, vielleicht in die Berge. Dankbar sei sie auch ihren Eltern und ihrer Schwester für deren Unterstützung. Nur vor dem ersten Test habe sie sich gesorgt, dann habe sie gemerkt: „Ist nicht so schlimm.“

Ihr notenmäßig dicht auf den Fersen ist Lukas-Fabian Moser (1,1). Er wäre auch zufrieden gewesen, wenn sein Abitur nicht mehr wegen des Tippfehlers aufgewertet worden wäre, sagte er. Er will nun Mathematik studieren. Sein guter Schmitt habe sich schon länger angekündigt. Für seine Matheprüfung habe er kaum gelernt: „Ich war immer schon faul.“

Er habe lieber auf kein Ergebnis spekulieren wollen, erinnerte sich Stefan Fritsch (1,2): „Das geht immer schief.“ Auch er habe erst zwei Tage vor seiner Physikprüfung mit dem Lernen begonnen. Das Ergebnis führt er auf seine Fächer zurück: In Mathe, Phy-



Geschafft: Daniela Münzel (Abiturnote 1,2), Stefan Fritsch (1,2), Kathrin Hölsch (1,0), Lukas-Fabian Moser (1,1) und Maria Hondele (1,0) vom Dom-Gymnasium (von links). Foto: S. Martin

sik und Englisch könne man mit mehrem Büffeln ohnehin nur wenig bewegen. Im Rückblick sei die Schule recht angenehm gewesen. Wenn einem die Schule Spaß

mache, komme man auch mit dem Lernen zurecht, sagt Daniela Münzel (1,2). Auch sie wolle womöglich Medizin studieren. So gut wie sein Ruf sei das bayerische Abitur jedoch nicht. Als sie aus Hessen nach Freising gekommen sei, hätten sich ihre Noten verbessert. Sie sei bereits in Urlaub gewesen, nun freue sie sich auf den Abi-Ball.



Big-Band und Chor des Dom-Gymnasiums gaben mit den slowakischen Gästen eine mitreißende Vorstellung.

# Sprachen- und Musiktalent

## Gemeinschaftsabend mit slowakischen Schülern am ‚Dom‘ bejubelt

Freising Eine interkulturelle Mammutveranstaltung erwartete die Besucher des Dom-Gymnasiums am Mittwochabend. Zusammen mit Schülern aus der Partnerstadt Povazska Bystrica war ein buntes Programm auf die Beine gestellt worden, das für jeden Geschmack etwas bereithielt.

Einen ungewöhnlichen Auftakt hatte sich die Big Band des Dom-Gymnasiums unter Leitung von Studienrat Michael Schwarz einfallen lassen. Eine Fuge von Johann Sebastian Bach, gespielt mit Saxophon ließ das Publikum ahnen, dass der Abend alles andere als langweilig würde. Richtig Stimmung machte die Big Band mit Klassikern wie „I feel

good“ oder „Peter Gun“. Und was wäre „Born to be wild“ ohne einen Headbanger, der seine Haare fliegen lässt? Romantisch wurde es mit „Candle in the wind“. Publikumsliebling wurde schließlich Elmar Thalhammer, der „Bakerstreet“ so gefühlvoll anstimmte, dass ihm die Damenwelt sofort zu Füßen lag.

Auf moderne Stücke hatte auch der Chor des Gymnasiums gesetzt. Studienrat Andreas Kurzyk führte die Zuhörer zu „New York City Rhythm“ und machte einen musikalischen Abstecher zu „The Duke“, nachdem zu Beginn Paul McCartney mit „Got to get you into my life“ zu Wort kam.

Den zweiten Teil des Abends gestalteten die Gäste

aus der Slowakei. Ihre ausgezeichneten Fremdsprachenkenntnisse stellten sie gleich zweifach unter Beweis. Sie stellten ihre Heimat in perfektem Deutsch vor und zeigten den Freisingern, wie man auf französisch Theater spielt. Zunächst allerdings hatten die musikalischen Talente das Wort. Pavlina Michalkova, Martina Surajova und Maria Martinkova sangen klassische Lieder von Schubert bis Mozart. Mit Stimmen, die jedem Opernhaus Ehre gemacht hätten, verzauberten sie das Publikum. Begleitet wurden sie von Zuzana Zazrivcova und Matej Galajda am Klavier. Das Quintett aus der Slowakei hätte durchaus einen Abend alleine gestalten können. Die Überraschung

des Abends boten die Gäste aus der Partnerschule mit ihren schauspielerischen Leistungen. Ihre Inszenierung von „Rotkäppchen“ in französischer Sprache wirkte modern und witzig. Leiterin Jana Sugarova hatte sich einiges einfallen lassen. Tanzende Bäume und mitreißende Musik waren nur einige der kreativen Einlagen, die das Stück aufpeppten.

Am Ende kehrten die Slowaken zurück zur eigenen Kultur. Mit Volksliedern aus ihrer Heimat verabschiedeten sie sich vom begeisterten Freisinger Publikum. Der Gegenbesuch steht im September an, bei dem dann Direktor Alfons Strähuber beweisen kann, was in seinen Schülern steckt.

**Yvonne Henninger**

FT 29. Juni 2001



# Lateinisches Quiz, französisches Theater und amerikanische Muffins

Beim großen Fremdsprachenfest im Freisinger Dom-Gymnasium durften einmal die Schüler die Fragen stellen

Von Thomas Metz

**Freising** ■ Das „Rätsel Latein“ versuchen Schüler im Unterricht jedes Jahr aufs Neue zu lösen. Kurzweilig wird es, wenn sie selbst, statt dem Lehrer einmal die Fragen stellen. So geschehen gestern beim Fremdsprachenfest des Dom-Gymnasiums. Dabei wurde nicht nur eine fast babylonische Sprachenvielfalt geboten, auch das Angebot an sich war breit gefächert.

Wo Cäsar ermordet wurde, war den meisten Teilnehmern des Rätsels noch bekannt: Nicht A: zu Hause, nicht B: in einer dunklen Gasse, sondern C: im Senat. Was „Quid novi sub sole?“ dagegen bedeutet, fiel schon schwerer. „Was gibt es neues unter der Sonne?“. Den Fünft- und Sechstklässlern, die sich das Quiz ausgedacht hatten, machte es sichtlich

Spaß, ihr Gegenüber mit kniffligen Fragen ins Schwitzen zu bringen. Spätestens bei „Moribus antiquis res stat Romana virisque“ musste man dann aber aufgeben: „Der, äh, römische Staat besteht aus, ähem, durch, äh“, „seine alten Sitten und durch seine Männer“. Dafür war bei manchem der Lateinunterricht dann doch zu lange her. Wer's nicht wusste, durfte zum Trost Bombons naschen und von der 10 a - in römischer Originaltoga - lernen, dass die sonst als staubig verschrieenen Reden des Ovid durchaus auch mit Elan vorgetragen werden können.

Wem die französische Sprache mehr zusagte, konnte sich im Innenhof das Theaterstück „Humulus le Muet“ („Humulus der Stummme“) ansehen. Mit dem Inhalt der Geschichte des stummen Humulus, der nur ein Wort am Tag spre-



Unter in verschiedenen Sprachen beschrifteten Tüchern spielte gestern die Big Band des Dom-Gymnasiums beim Fremdsprachenfest der Schule. tome/Foto: S. Martin

chen kann und seine Worte für eine längere Liebeserklärung aufspart, die dann ins Chaos mündet, hatten die meisten Schüler kaum Probleme. Die meisten Eltern wohl heimlich der bereitgestellten deutschen Kurzzusammenfassung.

Für Stimmung sorgte auch die Big Band mit ihrer Interpretation des „Peter Gunn theme“ aus dem Film „Blues Brothers“ oder dem Song „Baker street“ mit Elmar Thalhammer am Mikrofon. Aber auch kulinarisch war einiges geboten: von philippinischen Frühlingsrollen über andalusisches Gazpacho bis hin zu amerikanischen Muffins reichte das Angebot. Gegen Abend konnten Interessierte dann noch die Grundzüge des Japanischen lernen oder den Harfenklängen von Nancy Thym-Hochrein lauschen.

# Ergreifende Melancholie

Eine Lesung mit russischer Lyrik im Dom-Gymnasium

**Freising** ■ Russische Dichter hatten zu allen Zeiten ein tragisches Schicksal, das meist im Duell, mit Selbstmord oder gar dem Verhungern endete. Aber sie schenken der Welt wunderschöne Verse, die bis heute die Herzen anrühren. Eine Kostprobe mit Gedichten von Weltruhm und weniger bekannten Werken gab der russisch-deutsche Germanist und Slawist Dimitri Milinski einem kleinen Kreis von Zuhörern am Donnerstag in der lauen Abenddämmerung im Dom-Gymnasium.

Ins „goldene Zeitalter“ der russischen Lyrik entführte der Gelehrte seine Zuhörer mit Gedichten von Alexander Puschkin, die er mal im Original, mal in einer deutschen Übersetzung rezitierte. Auch der irische Dichter Thomas Moore übersetzte und bearbeitet Puschkins Werke, Milinski trug eines davon in ergreifendem Englisch vor. Auch Rainer-Maria Rilke habe zum Beispiel russische Gedichte ins Deutsche übertragen, leider gebe es aber kaum gute Übersetzungen russischer Lyrik, bedauerte Milinski.

Es sei eben sehr schwer, die Seele und Mythologie, die in den Zeilen stecke, adäquat zu übertragen. Im 19. Jahrhundert habe in Russland die Prosa dominiert, ehe zu Beginn des 20. Jahrhunderts das „silberne Zeitalter“ der russischen Poesie begonnen habe. Ihr größter Vertreter sei Alexander Blok, sagte Milinski bewundernd und trug das Gedicht „Von der schönen Dame“ vor. Man wisse nicht, woran Blok gestorben sei, wahrscheinlich sei er verhungert. Mehr brauchte Milinski über die wirtschaftlichen Verhältnisse in Russland nicht zu sagen, um zu verdeutlichen, in welchem Elend die Menschen lebten. Dazu sei noch die politische Verfolgung gekommen. Was es bedeutete, zu emi-

grieren, vermittelte Milinski anhand eines Werkes der Dichterin Marina Zwetajewa. Sie musste Russland verlassen, lebte in Paris und Prag brachte sich 1941 um. Weitere russische Dichter von Weltruhm wie Pasternak oder Tschechow konnte Milinski nur streifen, ehe er zum Schluss „Der blaue Luftballon fliegt“, ein Gedicht über das Glück, auf deutsch und im russischen vortrug.

Einen beschwingteren Einblick in die „Russische Seele“ gab anschließend Wladimir Stupitzkij mit seinen so genannten „Garagenliedern.“ Der Musiker, der 1970 in der Ukraine geboren wurde und heute in Deutschland lebt, erzählte von der politischen Situation seiner Heimat und dem Entstehen der Untergrundsongs. So kämpferisch und kritisch die Musik auch angelegt ist, in der Stimme von Stupitzsky war immer auch ein wenig Melancholie zu spüren, die wohl zur russischen Seele dazugehört. **KATHARINA AURICH**



*Dimitri Milinski erläuterte die russische Lyrik.* bt/Foto: Martin

SZ 7./8. Juli 2001

# Maultier und Militär

Dom-Schülerin bei Geschichtswettbewerb erfolgreich

**Freising** ■ Beim bundesweiten Schülerwettbewerb „Deutsche Geschichte“, der zum 17. Mal ausgetragen wurde, tat sich heuer eine Teilnehmerin von einem Freisinger Gymnasium hervor. Valerie Schegk, Schülerin am Domgymnasium, wusste mit ihrem Beitrag „Stärker als Hannibals Elefanten - Die Geschichte des Maultieres und seine Rolle beim Militär“ zu überzeugen. Unter 1655 Beiträgen belegte Schegk mit ihrer Arbeit einen von 50 vierten Plätzen und wurde dafür mit einem Preisgeld von 500 Euro belohnt.

„Genutzt - geliebt - getötet. Tiere in unserer Geschichte.“ So lautete das Thema des Wettbewerbes, an dem fast 7000 Kinder und Jugendliche aus ganz Deutschland teilnahmen. Eine Jury aus 150 Lehrern, Archivaren, Geschichtsdiagnostikern, Historikern, Volkskundlern und Museumsfachleuten hatte die Aufgabe, die Gewinner der 350 Geldpreise zu ermitteln. Eine Gewinnerin ist Valerie Schegk. Sie habe über ein Infoblatt in der Schule von dem Wettbewerb erfahren, erzählt die 17-jährige Schülerin aus Haimhausen. „Das Thema hat mir auf Anhieb gut gefallen“, sagt Schegk, die ihre Arbeit alleine verfasste. Nur ihr Geschichtslehrer Michael Pollak stand beratend zur Seite.

Auf das Thema kam sie durch ihren Vater. Dieser war während seiner Bundeswehrzeit nämlich bei der Maultierkompanie in Mittenwald stationiert. Das brachte Valerie auf die Idee, den größten Teil ihrer Arbeit dem Einsatz der Maultiere beim Militär zu widmen. Nach einem Überblick über die Entwicklung des Maultiers be-



*Die Rolle des Maultieres beim Militär beleuchtete Dom-Schülerin Valerie Schegk.* kv/Foto: sm

schäftigt sich die Arbeit mit der historischen Rolle des Maultiers bei der Armée. Vom amerikanischen Bürgerkrieg, über den ersten Weltkrieg bis hin zum zweiten Weltkrieg sei das Maultier, auch Muli genannt, beim Einsatz in gebirgigem Gelände stets von großer Bedeutung gewesen, so Schegk.

Im dritten Teil ihres Beitrages widmet sich die Schülerin der letzten noch verbliebenen Muli-Einheit der Bundeswehr in Bad Reichenhall. „Ich habe zwar nicht die Möglichkeit gehabt, selbst hinzufahren“, bedauert Valerie. Durch telefonische Kontakte und das Bereitstellen von Infomaterial sei die Kompanie in Reichenhall ihr dennoch sehr hilfreich gewesen. Als Fazit könne man ziehen, dass das Maultier immer mehr in Vergessenheit gerate. *azka*

SZ 15. Oktober 2001

# Mathematik-Talent

**Freising** ■ Ein Ferienseminar für Mathematik: das hört sich an, als richte es sich eher an diejenigen, die mit dem Fach nicht so viel am Hut haben. Doch weit gefehlt. Wer daran teilnehmen will, muss erst einmal schwierige mathematische Aufgaben lösen, die viel Kreativität, Talent und Ausdauer verlangen.

Der 15-jährige Dom-Gymnasiast Andreas Springer aus Kirchdorf hat neben 700 anderen Schülern am „Landeswettbewerb Mathematik“ teilgenommen, der vom bayerischen Kulturministerium für Schüler der Mittelstufe von Gymnasium und Realschulen veranstaltet wird. Springer und 144 andere Mathe-Cracks aus ganz Bayern waren dabei so erfolgreich, dass sie nun in den Herbstferien an einem Ferienseminar für Mathematik in Marktoberdorf teilnehmen dürfen - nicht müssen.

Mathematik gehört dann natürlich auch zu den Lieblingsfä-



*Andreas Springer liebt Mathe.*

chern von Andreas Springer. Die Aufgaben, sagt er, seien „mehr oder weniger“ schwierig gewesen. „Mit dem, was man in der Schule lernt, hat man sie schon lösen können“. Natürlich sei der Stoff „eher anspruchsvoll“, räumt er ein. Ob er sich auch in seinem späteren Berufsleben mit Mathematik beschäftigen will, weiß der junge Mann heute noch nicht „Schaun wir mal“, sagt er. Das mathematische Talent scheint bei Andreas Springer übrigens in der Familie zu liegen. Seine Schwester wolle nun auch einmal an dem Landeswettbewerb teilnehmen. „Und mein Vater ist auf dem Gebiet auch nicht so schlecht“. *bt*

SZ 24. Oktober 2001



Zentrum der Bühne von „Die Stützen der Gesellschaft“ im Dom-Gymnasium ist der Ess-tisch, Ort folgenschwerer Dialoge.  
Foto: Lehmann

# Schwere Kost am Bürger-Esstisch

## Dom-Oberstufenschüler spielen Ibsen-Drama

Freising (az) Schwere Kost servierte zweimal die Theatergruppe des Dom-Gymnasiums. In der Inszenierung von Martin Sauer-Gaertner, Lehrer für Deutsch und Geschichte, spielten Oberstufen-Schüler Henrik Ibsens naturalistisches Stück „Die Stützen der Gesellschaft“, das der norwegische Autor 1877 in München verfasste. Auf einer improvisierten Bühne, in Kantor, Wohnraum und Garten unterteilt, versuchten sich die jungen Darsteller am Gesellschaftsdrama, in dem der familiäre Innenraum zum Schauplatz für den Zusammenbruch von Wirklichkeitskonstruktionen wird.

Im Mittelpunkt der Handlung steht Konsul Karsten Bernick (Stephan Albert), ein wohlangesehener, dem Fortschritt verpflichtetere Reeder, der bei der Modernisierung seiner Werft Arbeitsplätze wegrationalisiert hat, aber nun seine Stadt an das Eisenbahnnetz anschließen will, wovon er sich eine Bele-

bung der Wirtschaft und einen Aufschwung des eigenen Unternehmens verspricht.

Doch den Bürgern der Stadt ist das gar nicht recht, sehen sie sich doch durch solchen Fortschritt durch „unmoralische Elemente“ der Außenwelt bedroht. Als Bernick die Öffentlichkeit für sich gewinnen will, droht ihm ein Enthüllungsskandal: vor Jahren hat er sich auf Kosten seiner Jugendliebe Lona (Astrid Meßner) und seines Jugendfreundes Johann (Carlos Franke) wirtschaftlich und moralisch saniert. Als die beiden nach Amerika Ausgewanderten unvermutet in der Stadt auftauchen, beginnt ein kompliziertes Intrigenspiel, das die Frage nach den Grenzen unternehmerischer Eigenverantwortlichkeit zwar stellt, aber unbeantwortet lässt.

Regisseur Sauer-Gaertner verstand es, seine Akteure behutsam an den oft schwierigen Text heranzuführen, vernachlässigte aber körperliche und mimische Aktionen. So geriet der Mehrakter

zu einem Lesestück, in dem lediglich die klug gewählten naturalistischen Kostüme (Bernick im maßgeschneiderten grauem Anzug, Agnes Burghardt als Bernicks Frau und Sandra Omlor als seine Schwester in altmodischen Schnürstiefeln und langen Röcken) signalisierten, dass es sich um leibhaftiges Theater handelte.

Die schlechte Akustik der großen Aula ließ dabei so manches Wort verhallen. Oft spielten die „Damen der Gesellschaft“ besser als die Herren, wenn auch Stephan Albert bewundernswertes Gedächtnis für Ibsens lange Textpassagen zeigt. Aufgepeppt wurde das Stück durch Tonbandeinlagen zu wirtschaftlichen Katastrophen der Bundesbahn. Insgesamt blieb man im bürgerlichen Rahmen, der nur wenig von der Brüchigkeit der Bourgeoisie in Ibsens Norwegen durchscheinen ließ. Doch nach fast neunmonatiger Einstudierung eine fleißige Arbeit, die Applaus verdiente. Dr. Angelika Leitzke

FT 10./11. November 2001



Mit Musik und Texten stimmen Chor, Instrumentalgruppen und Sprecher des Dom-Gymnasiums auf die „stade Zeit“ ein. Foto: Lehmann

# Andächtige Stunde in der Benediktuskirche

## Dom-Schüler stimmen auf die Adventszeit ein

Freising (zz) – Es sei, so Oberstudiendirektor Alfons Strähuber, „kein Konzert“, sondern ein traditioneller Brauch, den man am Samstag zum zweiten Mal zu Beginn der Adventszeit vollzog. In der ansonsten wenig genutzten Benediktuskirche auf dem Domberg wollten Schulchor, Instrumentalgruppen und Sprecher des Dom-Gymnasiums die Besucher auf die Weihnachtszeit einstimmen und hatten damit auch großen Erfolg.

Was da rund um die aus dem Neuen Testament vorgelegene Weihnachtsgeschichte an boarischem und deutschem Liedgut sowie Stubnmusi geboten wurde, war ohne Zweifel eine stim-

mungsvolle, andächtige Stunde, wie sich das für den Beginn der sogenannten „staden Zeit“ gehörte. Abwechselnd traten der Schulchor, die Stubnmusik-Gruppe und eine Flötengruppe auf, und verbreiteten mit ihren meist besinnlichen Stücken adventliche Atmosphäre. Und auch ein Männer-Dreigesang fehlte bei dem stimmungsvollen Programm ebenso wenig wie festliche Bläserklänge von der Empore der Benediktuskirche.

Der musikalische Reiz der Veranstaltung wurde zudem von verschiedenen Beleuchtungseffekten unterstrichen, die der voll besetzten Kirche auch optisch unterschiedliche Stimmun-

gen entlockte. Der wirklich einmal vorweihnachtlichen Atmosphäre konnten da auch manche leicht schrägen Töne keinen Abbruch tun, zumal wenn man die Temperaturen berücksichtigt, die trotz der nicht ganz unfruchtbaren Bemühungen, die Kirche etwas zu beheizen, für die Musiker nicht ideal waren.

Aber die Vorweihnachtszeit ist eben nun mal im Winter, und da gehört die Kälte ebenso dazu wie ein solch schönes, stimmungsvolles, andächtiges, eben boarisches Adventssingen und Adventskonzert auch. Am Ende konnte man sich ja bei Glühwein und Punsch von Innen her aufwärmen.

FT 3. Dezember 2001





## Vorweihnachtliche Atmosphäre am Dom-Gymnasium

Zum traditionellen Weihnachtsbasar ließen sich die Schüler des Dom-Gymnasiums auch in diesem Jahr einiges einfallen. An den vielen aufgebauten und liebevoll dekorierten Ständen war für jeden Geschmack etwas dabei. Die bunt geschmückten Buden, die wieder im Phillipshof und in der

Säulenhalle für vorweihnachtliches Flair sorgten, konnten die zahlreichen Besucher Strohsterne, Weihnachtskarten oder Kerzen erwerben. Selbstverständlich kam das Angebotene aus eigener Produktion der Dom-Gymnasiasten. Man hatte sich für den Basar –

immerhin fließt der Erlös einem caritativen Projekt zu – jedenfalls mächtig ins Zeug gelegt. Neben dem obligatorischen Glühwein und selbst gebackenen Plätzchen zur Stärkung und zum Aufwärmen, gab es vor allem auch internationale Gaumenfreuden, die die Besucher des Dom-Weihnachtsbasars verwöhnten. Asiatisches

Gemüse, Hot-Dogs oder Crepes boten die Schüler den hungrigen Gästen an, die sich die lukullischen Schmankerl schmecken ließen. Den Erlös des Nachmittags will die Schülermitverwaltung (SMV) des Dom-Gymnasiums für ein Kinderhilfsprojekt in Ruanda spenden. sb/Foto: Lehmann

FT 20. Dezember 2001

# Ein Feuerwerk als Abschluss eines effektvollen Abends

Bigband, Chor und Orchester des Dom-Gymnasiums erhalten für ihr Konzert reichlich Applaus vom Publikum

**Freising** ■ Blaues Scheinwerferlicht spiegelte sich auf den Blechblasinstrumenten, die Bühne war in schummriges Licht getaucht und die Trompeten und Saxophone blitzten und glänzten um die Wette. Schon der erste Takt der Bigband des Dom-Gymnasiums machte am Mittwoch Abend unmissverständlich klar, dass dieses Schulkonzert ein gelungener musikalischer Abend werden würde.

Unter der Leitung von Dirigent Michael Schwarz, der seine Schüler springend und gestikulierend zu einem schwungvollen Tempo anhielt, erklangen Ohrwürmer wie „Born to be wild“ und „In the mood“. Glenn Miller hätte sicher seine Freude an den Nachwuchsmusikern gehabt, die mit Lust und Gefühl ihre Instrumente einsetzten. Die Trompeten hätten sich aber noch etwas kraftvoller in den Vordergrund spielen können.

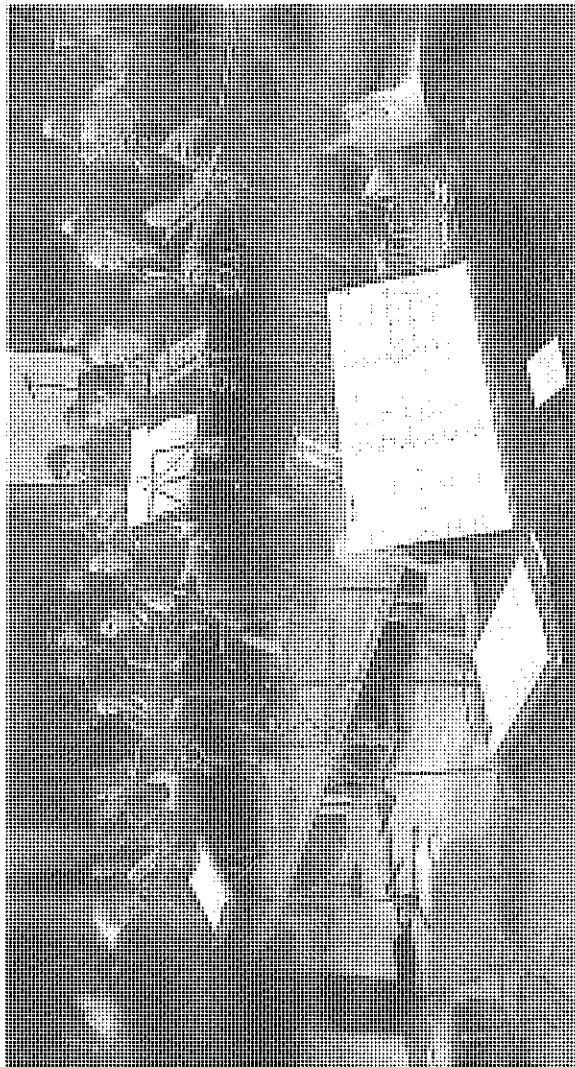
Beinahe perfekt war die Show, als aus dem Hintergrund Nebel auf die Bühne waberte. Vom schmissigen Einstieg entwickelte sich das Programm hin zu ruhigeren Stücken, Michael Dolic sang sehr gefühlvoll „A nightingale in Berkeley square“. Den Kontrast zu dieser eher leisen Interpretation bot Thomas Sommer mit „a beau-

tiful noise“, das er ganz cool und selbstbewusst interpretierte. Nicht weniger bekannt waren die Stücke, denen sich anschließend das Orchester annahm. Etwas ungewöhnlich klang der „Crocodile Rock“ in einer Version für Streicher und Schlagzeug, da man mit dieser Melodie eher Klavierspiel und lauten Gesang assoziiert. Aber spätestens „The best of Beatles“ überzeugte, dass auch die Orchesterversionen gängiger Titel ihre Reize haben, zumal sich die Musiker ganz hingaben und regelrecht in den Melodien schwelgten.

Nach dieser gelungenen Leistung hatten es die Sänger des Chores unter der Leitung von Andreas Kurzyk etwas schwer, die Begeisterung zu wecken. Nach „Bridge over troubled water“ eroberten sie aber mit „Summer in the City“ die Herzen des Publikums. Zum anschließenden „California Dreamin“ spielte Sarah Muzyk ganz allein im Scheinwerferlicht stehend einen wunderschönen, kurzen Solopart auf der Querflöte, bevor die Zuhörer nur ungern in die Pause gingen. Nicht nur ein musikalisches, sondern auch ein echtes Feuerwerk hatten die Schüler der Techniker-Gruppe vorbereitet.

Während unten auf der Bühne ein Feuersäule ab. Als Abschluss dieses Abends der gelungenen Effekte spielte das Orchester ein sehr gefälliges, unterhaltsames

„Mac the knife“, bevor das lange beklatschte Programm endgültig unter einem Sternenhimmel ausklang. KATHARINA AURICH



Immer in Bewegung war Dirigent Michael Schwarz, der seinen Schülern springend und gestikulierend das Tempo vorgab. bt/Foto: Martin

SZ 19. April 2002

## Beitrittserklärung

Name: \_\_\_\_\_ geb.am \_\_\_\_\_  
Straße: \_\_\_\_\_ Falls ehemaliger Schüler  
Abiturjahrgang: \_\_\_\_\_  
PLZ/Wohnort \_\_\_\_\_ eMail-Adresse \_\_\_\_\_

Ich trete dem Verein Freunde des Dom-Gymnasiums Freising e.V. bei.

### Mitgliedsbeitrag

- Ich zahle den in der Mitgliedsversammlung beschlossenen Mindestbeitrag (derzeit bis zum vollendeten 30. Lebensjahr 5 €, darüber 15 €)
- jährlich .....€ (soweit Beitrag über Mindestbeitrag)

### Überweisung / Bankeinzug

- Der jährliche Mitgliedsbeitrag zuzüglich Kosten für die umseitig bestellten Sonderleistungen wird auf das Vereinskonto **überwiesen**
- Hiermit **ermächtige** ich den Verein der Freunde des Dom-Gymnasiums widerruflich, die von mir zu entrichtenden Beitragszahlungen und Auslagenerstattungen für Sonderleistungen bei jeweiliger Fälligkeit zu Lasten meines Girokontos

Kontonummer: \_\_\_\_\_

Kreditinstitut: \_\_\_\_\_

Bankleitzahl: \_\_\_\_\_

**durch Lastschrift einzuziehen.** Wenn mein Konto die erforderliche Deckung nicht aufweist, besteht seitens des kon-  
toführenden Kreditinstituts (s.o.) keine Verpflichtung zur Einlösung. Teileinlösungen werden im Lastschriftverkehr nicht  
vorgenommen.

.....  
(Ort) (Datum)

.....  
(Unterschrift)

*Es gilt nur das Angekreuzte*

*Rückseite beachten!*

## Bestellung von Sonderleistungen

Einem Vereinsmitglied werden die jeweiligen Vereinsmitteilungen kostenlos übersandt. Zusätzlich bestelle ich gegen Bezahlung der hierfür entstehenden zusätzlichen Kosten (Verkaufspreis und Porto)

- die jährlich erscheinenden Jahresberichte des Dom-Gymnasiums Freising
- die Abiturzeitungen des Dom-Gymnasiums Freising
- die Schülerzeitungen des Dom-Gymnasiums Freising

.....  
(Ort) (Datum)

.....  
(Unterschrift)

Name des Mitglieds:.....

An den  
Verein der  
Freunde des Dom-Gymnasiums Freising

Domberg 3-5

85354 Freising

**Änderungsmitteilung, Bestellung, Abbestellung von Drucksachen, Zusendung von Einladungen**

**Adressenänderung / eMail-Adresse:**

Meine Anschrift / eMail-Adresse hat sich geändert. Sie lautet jetzt:

.....

**Änderung der Bankverbindung:**

Meine Bankverbindung hat sich geändert. Sie lautet jetzt:

Kontonummer:.....

Bank:.....

Bankleitzahl:.....

**Bankeinzugsermächtigung:**

Ich habe bisher meinen Beitrag direkt überwiesen

Hiermit **ermächtige** ich den Verein der Freunde des Dom-Gymnasiums widerruflich, die von mir zu entrichtenden Beitragszahlungen und Auslagenerstattungen für Sonderleistungen bei jeweiliger Fälligkeit zu Lasten meines Girokontos

Kontonummer:.....

Bank:.....

Bankleitzahl:.....

**durch Lastschrift einzuziehen.** Wenn mein Konto die erforderliche Deckung nicht aufweist, besteht seitens des kontoführenden Kreditinstituts (s.o.) keine Verpflichtung zur Einlösung. Teileinlösungen werden im Lastschriftverkehr nicht vorgenommen.



**Änderung der Beitragshöhe:**

Ich zahle ab sofort freiwillig einen höheren als den satzungsgemäßen Beitrag, nämlich jährlich.....€

Ich habe bisher einen höheren Beitrag bezahlt, möchte jedoch in Zukunft nur noch den satzungsgemäßen Beitrag bezahlen.

**Zusendung von Einladungen:**

Ich bitte, in Zukunft von der Zusendung von Einladungen (Ausnahme: Einladung zur Mitgliederversammlung und Zusendung des Mitteilungsblattes "Dom-Spiegel") **abzusehen**, weil ich zu den Veranstaltungen nie kommen kann / von den Einladungen bereits durch Übersendung an einen Angehörigen, der auch Mitglied ist, erfahre.

**Abonnement Jahresbericht, Abiturzeitung, "Dom-Report"**

Ich möchte, daß mir neben dem jährlich erscheinenden Mitteilungsblatt, das mir als Mitglied kostenlos übersandt wird, zusätzlich **gegen Kostenübernahme zugesandt** werden:

der jährlich erscheinende **Jahresbericht**

die jährlich erscheinende **Abiturzeitung**

die Schülerzeitung **"Dom-Report"**

**Kündigung eines Abonnements:**

Mir wurde bisher zugesandt:

der jährlich erscheinende **Jahresbericht**

die jährlich erscheinende **Abiturzeitung**

die Schülerzeitung **"Dom-Report"**

Ich bitte, die Zusendung künftig **einzustellen**.

**Buchbestellung:**

Ich bitte, mir zu übersenden:

..... Exemplar/e des Buches: Hans Niedermayer (Hrsg.) "Von nichts kommt nichts" mit Beiträgen über bedeutende ehem. Schüler des Dom-Gymnasiums Freising (6 € + Porto)

..... Exemplar/e des Heftes mit Fotos des Fotokurses des Dom-Gymnasiums Vorwort Helmut Achatz, der den Fotokurs leitet (Heft 2,50 € + Porto)

..... Exemplar/e des Heftes über **Theateraufführungen** des Dom-Gymnasiums, Verfasser / Redaktion: Dr. Manfred Musiol, Farbfotos: Helmut Achatz (Heft 2,50 € + Porto)

..... Exemplare **Höhere Schulen und Universitäten in der Domstadt Freising**, Hrsg. Bayer. Philologenverband, Red. Dr. Manfred Musiol, 180 S. 5 €

..... Exemplar/e des **Dom-Spiegels** 95, 96, 97, 98, 99, 00 (frühere Jahrgänge sind leider vergriffen - Zusendung erfolgt kostenlos)

.....  
(Ort) (Datum)

.....  
(Unterschrift)

# Wir gratulieren

## 90 Jahre

Antonie Goldhofer 15.3.13

## 85 Jahr

Herbert Rott 25.2.18

## 80 Jahre

Norbert Herrmann 12.7.22

## 70 Jahre

Peter Gotzmann 26.06.32  
Albert Hellmeier 25.07.32  
Friedrich Fahr 15.12.32  
Roland Freyberger 03.02.33  
Richard Lindermaier 01.03.33  
Anton Huber 04.05.33

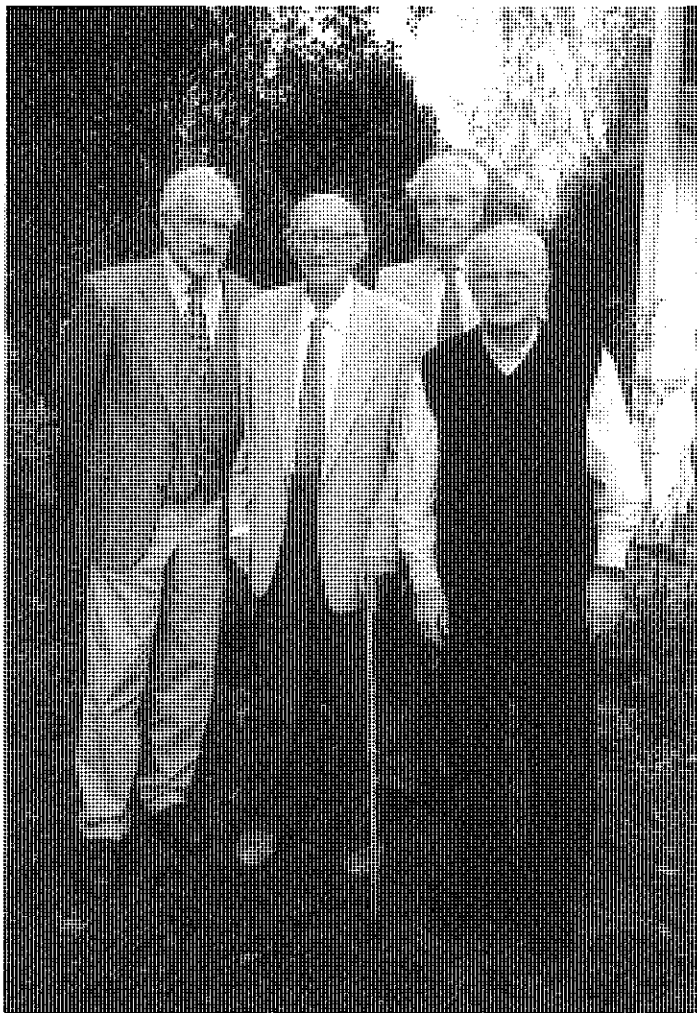
## 65 Jahre

Franz Lebender 23.05.37  
Lothar Schönhärl 21.06.37  
Reinhold Plenk 21.6.37  
Karl Warmuth 23.06.37

Dietmar Fichter 28.06.37  
Rosemarie Seiler 20.04.38

## 60 Jahre

Richard Lienert 30.05.42  
Heide Pye 17.07.42  
Rudolf Goerge 30.07.42  
Hans Binder 04.09.42  
Albert Scholtz 23.09.42  
Ingolf Winkelmann 24.09.42  
Konrad Schlaipfer 13.11.42  
Peter Waltner 20.12.42  
Bodo Uhl 07.01.43  
Josef Mayr 18.01.43  
Freiherr v. Lichtenstern 05.02.43  
Lothar Fröhlich 08.02.43  
Sebastian Hagl 01.03.43  
Martin Gleixner 04.03.43  
Kurt Diller 09.03.43  
Siegfried Langenbuch 30.05.43



Direktorentreffen am 16. Oktober 2001 in Poing:  
OstD Strähhuber, OstD i.R. Brandmaier, OstD i.R. Diepolder,  
OstD i.R. Niedermayer

## Überarbeiteter Layouter sucht ...

... ein Häuschen zum Ausspannen /  
Wohlfühlen in Freising zum günstigen  
Preis. Bevorzugte Wohnlage: Goldbergl,  
Eichenfeldsiedlung, Ganzenmüllerstra-  
ße, Weißenstephaner Berg.

Angebote bitte an den Verein zur Wei-  
terleitung an Markus Franke oder di-  
rekt an markus.franke@icn.siemens.de.

Einladung zum Jubiläums-Berggottesdienst auf dem Satteljoch  
Sonntag, den 29. September 2002 um 11 Uhr

Seit 1972 feiern die ehemaligen Schüler des Erzbischöflichen Knabenseminars am letzten Septembersonntag oberhalb von Pertisau am Achensee in Tirol eine Bergmesse. Wie es dazu kam, ist in diesem Heft im Beitrag von Pfarrer Georg Murr nachzulesen. Zum Jubiläumsgottesdienst in diesem Jahr sind nicht nur alle ehemaligen Knabenseminaristen, sondern auch die Freunde des Dom-Gymnasiums herzlich eingeladen.

Die Zufahrt erfolgt über die Österreichische Bundesstraße 181 von Achenwald an Achenkirch vorbei nach Maurach, wenn man von Tegernsee oder Lenggries kommt, bzw von Jenbach an der Inntalautobahn nach Maurach am südlichen Ende des Achensees. Dort folgt man der Abzweigung nach Pertisau, wo man nicht in die Uferstraße abbiegt, sondern



der Hauptstraße folgend in Richtung Karwendeltäler fährt, bis man zur Mautstelle kommt, von wo aus man in Richtung Gerntal zunächst geradeaus und nach einigen Ki-

lometern nach einer Linkskurve bis zum Parkplatz an der Gernalm weiterfährt. Von dort sind es 500 m zügigen Anstiegs auf einer zuweilen steilen Forststraße bis zum Plumssattel. Jenseits des Sattels sind es linkerhand 5 Minuten hinab zur Plumserjochhütte und rechterhand nicht ganze 300 Höhenmeter hinauf zum großen Kreuz unterhalb des Satteljochs, wo der Gottesdienst um 11 Uhr beginnt. Man sollte mindestens zwei Stunden für den Aufstieg einrechnen, also spätestens um 8.30 Uhr an der Gernalm sein. Es wäre schön, wenn sich zum diesjährigen Gottesdienst auch eine große Gemeinde unserer Mitglieder und ihrer Familien einfinden könnte.

